This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600082269X

Ueberlieferungen

zur

Geschichte, Literatur und Kunst der Vor- und Mitwelt.

Herausgegeben

von

Friedrich Adolf Ebert,
Königl. Sächs. Hofrath und Bibliothekar.

Zweiten Bandes erstes Stück.

Dresden,
in der Waltherschen Buchhandlung.
1827.

275. n. b.

BIBLIOTHECA·BODLEIANA·

Inhalt.

Seite.

I. Ein Blick nach Böhmen. Von L. E. Faber. 1

II. Ein Zug des Charakters des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm I. 25

III. Ein Brief Klopstock's, mitgetheilt von dem geheimen Rath von Strombeck zu Wolfenbüttel. 26

IV. Wie Voltaire im Jahre 1740 über den König von Preußen Friedrich II. dachte. . 29

V. Erinnerungen an das literarische Berlin im August 1796. (Fortsetzung.) Vom Hofrath Böttiger. 33

VI. Die Buchdruckerkunst in Portugal im funfzehnten Jahrhundert. Von D. Ludwig Hain. 46

Seite.

VII. Etwas zur Geschichte der Dresdner Brücke. Vom Hofrath und Antikeninspector Hase. 54

VIII. Schweizerleben und Schweizerthun. Vom Bibliothekſecretär Falkenstein. . . . 84

IX. Ungedruckte Briefe von Winckelmann. . . 111

X. Literariſches Leben auf der Univerſität Kiel, beobachtet auf einer Reiſe dahin von Hamburg im Jahre 1797. Vom Hofrath Böttiger. 130

XI. Sir Walter Scott und ſeine deutſchen Ueberſetzer. 161

I.

Ein Blick nach Böhmen.

Von T. E. Faber.

Die neue Straße, welche über das sächsische Erzgebirge nach Böhmen führt, bietet, außer ihrer Bequemlichkeit für die über Leipzig kommenden Reisenden auch einen Vortheil dar, welchen man bei der gewöhnlichen Heerstraße über Dresden und Peterswalde erst dann vermißt, wenn man sich Rechnung über die Eindrücke giebt, welche man als Reiseertrag zurück bringt. Letztere Straße führt allerdings durch reizende Gegenden und durch den schönsten Theil des hochgesegneten Sachsens; aber der Charakter dieser Gegenden ist ein von den böhmischen so verschiedner, daß man leicht verleitet wird, an letztere einen unrichtigen Maaßstab zu legen, und insbesondere schadet dem Eindrucke, welchen der Eintritt in Böhmen von Dresden aus macht, die Gewöhnung des Blicks an die spiegelnden Silberfluten der Elbe, welche man bis Pirna im Auge hatte und von dort aus ungern vermißt. Frei von solchen Vergleichungen, die den reinen Genuß stören, erhält man sich auf der von den charakterlosen Ebenen Leipzigs an stufenweise an Interesse gewinnenden Straße, welche uns über die romantisch wilden Höhen des Erzgebirges in die lieb-

lichen und sanften Gefilde des Leutmeritzer Kreises geleitet. Auf dieser Straße war es, wo wir von einem kleinen Bergstädtchen aus den Anfang zu einer projectirten Reihe von Excursionen nach Böhmen machten, welchem leider keine Fortsetzung gefolgt ist. Noch war der Jahrstag der frohen Reise nicht gekommen, als schon das Schicksal den trauten und herzlichen Kreis getrennt hatte. — Und dich, freundlicher K**, hatten unterdessen die wogenden Fluten des Lebens in ihren Strudel hinabgezogen!

Von Frauenstein's romantischer Höhe führt der Weg an einigen ärmlichen Dörfern vorbei durch einzeln stehende Holzpartien, welche sich allmählich verdichten. Bereits waren uns viele böhmische Frauen begegnet, welche sehr sauber gearbeitete Schuhe nach den benachbarten sächsischen Orten zum Verkauf trugen. Im tiefern Dunkel des Holzes thront die Gerechtigkeit unter der Gestalt eines Mauthhauses. Aus der nächstgelegenen und mit Böhmen in vielfachem Verkehr stehenden Stadt kommend hatten wir keine der Unbequemlichkeiten zu ertragen, über welche wir noch denselben Abend an der Wirthstafel in Teplitz mehrere unsrer Landsleute klagen hörten. Doch hatten wir eben Gelegenheit, zu beobachten, daß dem Mauthner die Worte: „Und er soll dein Herr seyn," vor dem Altare nicht vergebens vorgelesen worden waren, und wir selbst wünschten uns Glück, daß wir daraus auf seine Handhabung der vom Kaiser ihm verliehenen Autorität nur zu schließen brauchten. Im Gespräche sich artig und mit Bildung nehmend verlor doch sein Gesicht nie die

ſtrengen und kalten Züge, welche mit dem lieblichen Madonnenbilde unter dem Spiegel gewaltig contraſtirten. Von hier an beginnt eine der ſchönſten Partien, welche ein Landſchafter ſich nur wünſchen mag. Nach mehrfachen Krümmungen des Wegs ſenkt ſich dieſer in einen tiefen Grund hinab, und an beiden Seiten ſteigen hohe reichbewachsne Berge empor, an denen ſich fruchtbare Kornfelder hinabziehen. Einzelne Häuſer ſind an ihrem Abhange verſtreut, und links im Hintergrunde zeigt ſich ein den Berg entlang gebauter Flecken. Die Schlucht krümmt ſich in einen Bogen, an deſſen Ende der Weg ſich wieder in die Höhe zieht. Eben war die Ernte: die muntern Arbeiter klimmten an den Abhängen hinauf, und zogen, da hier keine Pferde anwendbar ſind, das abgemähete Getreide in Handſchlitten nach ſich. Wie hier der Augenſchein den Vorwurf der Unthätigkeit und Indolenz, welcher den Böhmen wohl bisweilen gemacht worden iſt, vollſtändig widerlegte oder wenigſtens ſehr einſchränkte, ſo fanden wir in dem Flecken ſelbſt, deſſen Namen Nicolsberg iſt,*) wenigſtens in dem Hauſe, welches wir betraten, den ebenfalls bisweilen vorgebrachten Tadel der Unreinlichkeit völlig ungegründet. Es war zwar nur ein gemeines Wirthshaus, in ſeinem ſehr beſchränkten Innern einem Bauernhauſe ähnlich; aber eine ſo echt holländiſche Reinlichkeit,

*) Niklasberg (denn ſo wird der Name geſchrieben) iſt kein Flecken, ſondern ſeit Rudolph II. Zeit ein Bergſtädtchen von ungefähr 80 Brandſtellen. Es hieß früher Neuſchellenberg, hat einige Silbergruben, und wird in ſchriftlichen Documenten zuerſt 1543 erwähnt. E.

bis auf die kleinsten Gegenstände herab, fanden wir selbst in Teplitz nicht wieder. Von hier aus begann der eigenthümlich schöne Menschenschlag, auf welchen uns das sächsische Erzgebirge nur vorbereitet hatte, und insbesondere zeichneten sich die Mädchen und Frauen durch eine Fülle und Frische und durch eine oft madonnenartige Bildung ihrer Gesichtszüge aus, welche wir im weitern Verfolg unsrer Reise nicht in gleicher Progression fortgesetzt fanden. Nicht weit über den Flecken hinaus zeigt sich am Wege eine Warnungstafel, folgenden buchstäblich copirten Inhalts: „Mauthhaus in der Mühlen. Wer hir die K. K. Mauth verfahrt der unterligt der Patent Mesigen Strafe." Nach ihr zu urtheilen, scheint es in Böhmen kein Patent gegen das „Verfahren" der Orthographie zu geben, und wirklich versicherte uns ein wohlgemuth die Straße wandernder Prager Student, den das Hervorziehen unsrer Schreibtafeln befremdet hatte, daß die Mehrzahl der hiesigen öffentlichen Anschläge, wie wir in Teplitz selbst bemerken würden, nicht viel orthographischer abgefaßt sei.

Auf den trüben, mit Regen untermischten, Morgen, an welchem wir aus Frauenstein abgefahren waren, folgte ein heiterer Mittag, und im vollen Glanze der Sonne leuchtete uns das schöne Kloster Osseg entgegen, in dessen Nähe wir kurze Rast zu halten beschlossen. Sie wurde eine längere, als wir erwartet hatten. Das räumlich-heitere Gasthaus, die freundliche Wirthin, das frugale, aber schmackhaft bereitete und einladend aufgetragne Mahl würde nicht vermögend gewesen seyn, uns zu längerm Aufenthalte zu veranlassen (denn unsre

beſchränkte Zeit trieb uns, nach Dux zu eilen), hätte uns nicht der Wunſch, ein klöſterliches Etabliſſement genauer in Augenſchein zu nehmen, an dem Orte länger veſtgehalten. Und in der That hatten wir nicht Urſache, dieſen Verzug zu bereuen. Ohne uns durch das ſtattliche Gebäu und die herrlichen Umgebungen deſſelben den Blick beſtechen zu laſſen, (das Kloſter liegt in einem reizenden Thale, welches uns mit Rückſicht auf den Orden, dem es gewidmet iſt, die Wahrheit des bekannten Denkverſes beſtätigte:

Oppida Franciscus, celebres Ignatius urbes,
Bernhardus valles, colles Benedictus amabat),

trieb es uns doch, eine Anſtalt, an deren Spitze der ehrwürdige Venuſi ſtand*), näher kennen zu lernen. So gern wir dem verdienſtvollen Prälaten, den wir ein Jahr vorher perſönlich hatten kennen und aus ſeiner

*) Er war in der böhmiſchen Bergſtadt Kloſtergrab, eine Stunde von Oſſegg, am 2. Februar 1751. von geringen Eltern geboren, ſtudirte zu Mariaſchein und zu Prag, trat 1771 zu Oſſegg in den Ciſtercienſerorden, legte im Februar 1775 die feierlichen Gelübde ab, und wurde im April 1779 zum Prieſter geweiht, und im October 1798 zum Abt erwählt. Er entſchlief am 13. Januar 1823. Um die Beförderung gründlicher Kenntniſſe und vorzüglich eines ernſten hebräiſchen Sprachſtudiums hat er ſich in ſeinem Kloſter entſchiedene Verdienſte erworben, und es war ein ſchönes Zeichen edeln Sinnes von beiden Theilen, daß ſeine Ueberſetzung des Pentateuchs von einem proteſtantiſchen Theologen, dem würdigen E. F. C. Roſenmüller in Leipzig, ins Publicum eingeführt wurde.

vortrefflichen Ausgabe und Ueberſetzung des Pentateuchs ſchätzen lernen, perſönlich unſre Hochachtung bezeugen zu können gewünſcht hatten, ſo wurden wir doch daran durch ſeine bereits vor einigen Wochen unternommene Badereiſe verhindert. Es ging uns, da wir an ihn Addreſſen hatten, ſehr nahe, ihn verfehlt zu haben, weil wir bei der Güte und Mittheilbarkeit, mit welcher er alle gebildeten Fremden aufnahm, hoffen durften, durch ſeine Vergünſtigung zur Anſicht des reichhaltigen Kloſterarchivs zu gelangen, welches unter ſeiner Regierung in eine muſterhafte Ordnung gebracht worden ſeyn ſoll. Vorzüglich lag uns daran, zu erfahren, ob die von König Ottokar im Jahre 1207 ausgeſtellte Beſtätigungsurkunde des Kloſters und ſeiner Beſitzungen in einem unbezweifelt echten Original vorhanden ſei, da die Form, in welcher ſie Schöttgen*) mitgetheilt hat, diplomatiſch unbefriedigend iſt. Ueberhaupt iſt die früheſte Geſchichte des Kloſters noch tieferer Erforſchung bedürftig, beſonders in Hinſicht der Jahrzahlen, welche ſehr verſchieden angegeben werden. Die von Johann Milgoſt geſchehene erſte Begründung deſſelben in Maſchau bei Kaden, von welcher der Beſtätigungsbrief gänzlich ſchweigt, weil Milgoſt aus Verdruß über die Verſetzung des Kloſters ſeine Schenkungen zurückgenommen hatte, wird bald in das Jahr 1192**), bald 1193***),

*) Analecta monasterii Ossecensis. Dresd. 1750, 4. S. 4—6.

**) Schaller Topographie von Böhmen V, 146.

***) Geſchichte und Beſchreibung der Gotteshäuſer in der öſtreich. Monarchie II, 246.

bald 1196*) gesetzt. Eben so ungewiß ist es, wenn die Versetzung des Klosters nach Ossegg durch Zlawko von Riesenburg statt gefunden habe, ob 1196**) oder, wie Schöttgen will, 1199. Indessen ist es bei den mehrfachen gänzlichen Verwüstungen, welche das Kloster erfahren hat, mit nur zu vieler Wahrscheinlichkeit zu befürchten, daß sein Archiv nicht so hoch hinaufreichen möge.

Unser erster Gang war in die Bibliothek, in welche uns leider nicht der eben mit dem Prälaten verreis'te Pater Bibliothekar begleiten konnte. Sie steht in einem Zimmer von mittlerer Größe, welches mit einer Gallerie versehen ist und eine reizende Aussicht über den Klostergarten hinweg in die Gebirge darbietee. Die Anordnung derselben war weder vorzüglich, noch selbst, wie es uns schien, gehörig durchgeführt; im Gegentheil fanden wir mehrere Spuren ziemlich ungeordneter Aufstellung. Kataloge sahen wir nicht, und nur entschuldigend machte uns unser Führer auf die innerhalb über der Thüre angebrachte Ueberschrift aufmerksam: Non pro spectaculo, sed pro usu. Die Anzahl der Bände ist in mehreren Schriften viel zu groß angegeben worden; in einer gar auf 40 bis 50,000 Bände***). Der Augenschein giebt, daß nicht über 8000 Bände

*) Auf der ehernen Tafel in der Klosterkirche heißt es: Joannes Migost Comes impetrando abbatem cum conventu a Waldstasio fundavit pro illis monasterium in praedio suo Maschau anno 1196.

**) Schaller a. a. O.

***) Gesch. u. Beschreib. d. Gotteshäuser ꝛc. II, 250.

in diesem Zimmer Raum haben, so sorgfältig auch dieser benutzt ist. Die Abwesenheit des Bibliothekars beraubte uns der gewünschten Uebersicht der vorzüglichsten Bibliotheksschätze und Seltenheiten. Die schönen handschriftlichen Missale mit Miniaturgemälden, von denen uns andre Reisende gesprochen haben, sahen wir nicht, wohl aber ein Psalterium auf Pergament in Quart, welches in der Mitte des 15. Jahrhunderts in Böhmen geschrieben und mit Miniaturen versehen war, welche Beachtung verdienen. Eine im Jahr 1418 am S. Katharinentage geendigte Handschrift der lateinischen Bibel auf Pergament, welche uns vorgelegt wurde, zeichnet sich nicht aus. Die Abbildung der Herzoge und Churfürsten von Sachsen, von den ältesten fabelhaften Zeiten an bis zum Jahre 1587, mit einem beschreibenden Texte des bekannten sächsischen Historikers Peters Albinus, ist ein und dasselbe Werk mit demjenigen, welches, ungleich schöner und kunstreicher auf Pergament gemahlt, in der Königl. Bibliothek zu Dresden gezeigt wird, und scheint nur eine (obwohl gleichzeitige) Copie zu seyn. Der Einband dieser Handschrift in rothem Leder ist mit dem churf. sächsischen Wapen und der Namenschiffre Christian I. versehen. Außerdem sahen wir nur noch ein arabisches Manuscript, welches von den kaiserlichen Truppen in Belgrad gefunden und im Jahre 1717 der Klosterbibliothek verehrt worden ist. Auch gelang es uns nicht, vorzüglich alte Drucke zu finden, selbst nicht im Bibelfache, aus welchem uns unser Führer, mit Hochachtung gegen den ehemaligen Besitzer, die lateinische Handbibel Melanchthons zeigte, in welche

dieser mit eigner Hand seinen Namen und viele Randanmerkungen geschrieben hat, von denen jedoch bei Gelegenheit eines neuen Einbandes das Meiste weggeschnitten worden ist. Die Acta Sanctorum fanden wir hier in der Antwerper Originalausgabe, aber nur bis zum zweiten Bande des Octobers. Naturgeschichte und Oekonomie waren gut besetzt; in letzterer fehlten weder Thär's Schriften, noch Schnee's landwirthschaftliche Zeitung. Auch Gellert's, Rabener's und anderer deutschen Classiker Werke waren vorhanden. Außer dem jetzigen Prälaten, welcher sich die Vermehrung der Bibliothek sehr angelegen seyn läßt, hat sich unter seinen Vorfahren vorzüglich der im Jahre 1776 erwählte Abt Moriz Elbel, ungeachtet der Drangsale, welche das Kloster 1778 durch die preußische Contribution von 40000 Thalern erlitt, große Verdienste um sie erworben, und die häufigen Lücken in den Repositorien zeigten, daß sie von den Klostergeistlichen fleißig benutzt wird. In der Mitte des Bibliothekzimmers steht ein von dem ehemaligen Prior Engelbert Seige verfertigtes, jetzt in Unordnung gerathenes Uhrwerk, welches alle drei Weltsysteme, den Kirchencalender und den gemeinen Calender darstellt. Nach der Beendigung desselben fing er ein daneben stehendes neues an, über welchem er aber starb. Das in einem zunächst an die Bibliothek stoßenden Zimmer verwahrte Naturalieneabinet ist zwar nicht sehr bedeutend, enthält aber einige sehr seltene Stücke, besonders merkwürdige Krystallisationen, und ein sauber gearbeitetes Holzcabinet. Es hat in neuerer Zeit von

D. Rohatsch in Freiberg sehr dankenswerthe Vermehrungen erhalten.

In den Zimmern des Prälaten finden sich einige Gemälde von Werth. Man machte uns auf eine Madonna von Domenicchino, für welche ein Reisender einmal 800 Fl. Conv. M. geboten haben soll, auf einen Rubens (Glaube, Liebe und Hoffnung darstellend), einen van Noot und einen angeblichen Michael Angelo aufmerksam. Wir waren nicht im Stande zu beurtheilen, wie weit man sich auf diese Namengebung verlassen durfte. Hier sahen wir auch ein sehr gutes Portrait von Luther. In einem andern Zimmer findet sich eine geschmackvolle Toilette mit einem prächtigen Spiegel. Beide können durch einen sinnreichen Mechanismus augenblicklich in einen kleinen prachtvoll verzierten Altar mit einem schönen Gemälde verwandelt werden. Auch der schöne Speisesaal mit seiner reizenden Aussicht verdient gesehen zu werden. An den Wänden ist die Geschichte des Klosters in einer Reihe von Gemälden dargestellt.

Die große Klosterkirche ist in einem guten Style erbaut, frei von Ueberladungen und doch sehr imposant. Das Schiff wird von den Seitentheilen durch zwölf große Pfeiler geschieden, und in der Mitte der Kirche befindet sich ein großartig gearbeitetes eisernes Gitter, welches dieselbe in zwei große Hälften theilt und blos an Festtagen geöffnet wird. Außer dem Hochaltare mit einem großen Oelgemälde, die Himmelfahrt der heil. Maria darstellend, enthält die Kirche dreizehn Altäre. Auf dem Simswerke des Hochaltars, zu dessen beiden

Seiten Monumente auf die beiden Stifter des Klosters angebracht sind, ruht eine große Glorie, deren Strahlen, wenn die Sonne in den Frühstunden auf das dahinter befindliche Fenster trifft, einen erhebenden Eindruck machen sollen. Ueber dem einen Nebenaltare befindet sich ein vortreffliches Gemälde des berühmten böhmischen Malers Anton Kern, welches die Enthauptung Johannes des Täufers vorstellt. Die aus Nußbaumholz gefertigten Chorstühle der Geistlichen enthalten ausgezeichnete Schnitzarbeit. Weniger sprach uns die Künstlichkeit des Vorhanges an, welcher die Scheidewand zwischen dem Schiffe und dem hohen Chore bezeichnet. Der unbekannte Künstler hat in vorher auf Leinwand aufgetragenem und nachher mit Drath überzogenem Gyps einen so natürlichen Faltenwurf darzustellen gewußt, daß man geneigt ist, den Vorhang aus Seide gefertigt zu glauben.

Die Einkünfte des Klosters sind sehr beträchtlich, da außer der Bergstadt Klostergrab noch 25 Dörfer dazu gehören. Aber bei den Reformationen, welche Joseph II. unternahm, wurde 1783 die Anzahl der Brüder bis auf achtzehn eingeschränkt und die Einkünfte des Klosters einer kaiserlichen Administration unterworfen, wogegen die Regierung den Gehalt des Prälaten, Priors und der sämmtlichen Conventgeistlichen übernommen hat. Der Prälat erhält jährlich 2000, der Prior 500 und die übrigen Geistlichen jeder 300 Fl., wovon sie Kleidung, Kost und sonstige Bedürfnisse zu bestreiten haben. Die Geistlichen zahlen täglich an den Pater Küchenmeister 20 Kreuzer zur Kost, es werden aber dabei an das

Kloſter alle Victualien für den Preis geliefert, um welchen die Unterthanen ihren Gutsherren zinſen müſſen. Ungeachtet der obigen Beſchränkung verſicherte man uns aber doch im Orte, daß ſich die jetzige Anzahl der Kloſtergeiſtlichen auf etwa 24 belaufe, ohne diejenigen 10, welche in den zum Kloſter gehörigen Dorfſchaften die Seelſorge verſehen.

Die eigentlichen Conventsgebäude betraten wir nicht, weil wir die Fortſetzung unſrer Reiſe zu beeilen hatten, und ſahen nur noch im Vorbeigehen links am Eingange in der Halle die ungeheure Rippe von ungefähr zwei Fuß Länge und drei Zoll Durchmeſſer, welche mit einem Schulterblatt von etwa drei Fuß Höhe und eben ſo viel Breite dort aufgehängt iſt, und nach der Sage von den alten Bewohnern der ehemaligen Rieſenburg herrühren ſoll. Nachdem wir noch auf dem Kirchhofe des Dorfs das Denkmal auf den Herzog Joſeph von Sachſen, Sohn des Prinzen Xavier, welcher im Jahre 1802 hier ſein Ende fand, in Augenſchein genommen hatten, eilten wir dem Städtchen Dux zu, welches für unſre Schauluſt ſo viel Merkwürdiges darzubieten hatte.

Wir fanden es freundlicher und heiterer, als es uns unterwegs ein rückkehrender Reiſender geſchildert hatte, deſſen Milzſucht die Teplitzer Heilquellen nicht hatten vertreiben können. Dem armen reichen Manne hatten das Palais Royal und Vauxhall und ein langes zweckloſes Herumſtreifen in den meiſten europäiſchen Ländern den Sinn für die ſtillern Lebensverhältniſſe geraubt. Wir konnten ihn nur beklagen; hadern konnten wir

nicht mit ihm. Jeder kleinere Ort hat sein eigenthümlich Anziehendes. Sei es auch, daß in ihm die speciellern Lebensberührungen zu engeren, bisweilen selbst zu beengenden Verhältnissen sich gestalten, so ists doch eben dann ungleich leichter, das Leben von der rein menschlichen Seite und aus dem Gesichtspunkte einer gemeinsamen großen Familie aufzufassen, als es in größern Städten der Fall ist, wo man kalt und herzlos an einander vorübergeht, oder, wenn es zur Berührung kommt, mit gemessenen Redensarten sich belügt. In geringer Entfernung von dem Orte sahen wir liebliche Kinder in unschuldigen Spielen sich ergötzen; bei unsrer Einfahrt empfing uns der helle wohltönende Schlag der Kirchenuhr, der in kleinern Orten immer etwas Eigenthümlich-einladendes hat, weil er im einfach-bürgerlichen Leben immer Regel und Richtschnur des Ganzen ist; und neben unserm Wagen her schritten zwei rüstige Handwerksgesellen aus Schlesien, welche mit uns zugleich unter dem wirthlichen Dache des dem gräflichen Schlosse gegenüber liegenden Gasthauses ihre Erholung suchten, und uns neben der in sich abgeschlossenen und ruhigen Stille des Ortes als Bild und Wahrzeichen des rastlos vorwärts strebenden Lebens galten. So hatte uns ein günstiges Zusammentreffen würdig auf den Besuch eines Schlosses vorbereitet, welches uns überall an einen kräftig und unruhig im Leben und in einer vielfach bewegten Zeit umgetriebenen Held mahnte.*)

*) Indessen darf nicht unbemerkt bleiben, daß Dux dem großen Friedländer noch nicht gehörte. E.

Schon das in der Mitte des zweiten Hofes aufgestellte, im Jahre 1630 zu Nürnberg von Benedict Würzelbauer aus mehrern eroberten Kanonen gegoßne Bassin führte uns in die Zeiten zurück, in welchen der stolze Albert von Wallenstein im Zenith seines Ruhmes stand. Was dem reinen Kunstgeschmack abgehen möchte, ersetzt diese Erinnerung. Während wir es betrachteten, kam die Unterhaltung mit dem gebildeten und gefälligen Schloßverwalter auf den ehemaligen hiesigen Bibliothekar Casanova, dessen Memoiren eben damals angekündigt worden waren, und von dessen wunderlichem Treiben wir manche Anekdote vernahmen. Das wirkliche Erscheinen jener Memoiren hat ihn seitdem in ein Licht gestellt, welches kein vortheilhaftes ist, und uns in ihm nur einen Abenteurer der gemeinsten Art sehen läßt.

Wir durchwanderten die lange Reihe der schönen und geschmackvoll, zum Theil selbst prächtig, decorirten Zimmer mit jener an der durchgängigen Glätte und dem Ebenmaaße der Anordnung überall abgleitenden Schaulust, welche nicht bey Einzelnheiten zu verweilen oder sie aus der Masse herauszuheben vermag. Leid that es uns, auf diese Weise in dem Genusse gestört zu werden, welchen die in acht Zimmern befindliche werthvolle Gemäldesammlung bei einer etwas instructiveren und nicht blos auf Maaß oder Rahmen sich beziehenden Anordnung gewähren würde, und es ist sehr zu wünschen, daß in einer neuen Auflage der Petry'schen Beschreibung des Schlosses die vorzüglichsten Stücke dieser Sammlung mit Angabe ihres Standorts zum Behuf des leichtern Orientirens einzeln angeführt werden mögen. Freilich

werden dann manche Gemälde, die man uns mit Nennung sehr illüstrer Namen zeigte, umgetauft werden müssen. Das achte Zimmer enthält eine auserlesene Sammlung von Gemälden aus der altdeutschen Schule nebst verschiedenen Basreliefs und Statuen aus jenem Zeitalter. Der große Familiensaal ist mit Portraits der Urahnen und mit Darstellungen einzelner Scenen aus dem Leben derselben geschmückt. Unter den letztern zeichnen sich mehrere große Gemälde von Wenzel Reiner aus, von welchem auch das große, ausdrucksvolle und vortrefflich erhaltene Deckengemälde herrührt, wie Heinrich Waldstein im Jahre 1254 dem König Ottokar von Böhmen seine 24 Söhne unter Begleitung von 24 Knappen vorstellt. Eine Gesellschaft böhmischer Damen, welche wir antrafen, konnte sich von der Besichtigung des noch unberührten Prunkbettes, von dem mit einer Wind- und Wassermühle versehenen Uhrwerke und von dem aus Pfeilen gebildeten Kronleuchter kaum trennen, als unser Cicerone uns zur Betrachtung der in sechs Zimmern des Erdgeschosses befindlichen Sammlungen einlud.

Hier traten wir zuerst in den Waffensaal, der eine interessante Sammlung von Waffen aus verschiedenen Zeitaltern enthält. Wir sahen hier Streitäxte, einen sogenannten Morgenstern (an welchem jedoch das Eisen neu war), Flinten mit drei, vier und neun Läufen, Flinten von großem Caliber auf Rädern, Standarten aus dem dreißigjährigen Kriege, und altdeutsche Feuergewehre mit schöner eingelegter Arbeit von Elfenbein und Perlmutter. In einem Wandschranke werden Wal-

lenſteins Stiefeln, Sporen, Handſchuhe, Panzer, Degen, Kragen und die Lanze verwahrt, mit welcher er erſtochen wurde. Gegen die Identität der letztern kamen uns jedoch dieſelben Zweifel ein, mit welchen wir früher auf der Leipziger Rathsbibliothek das angebliche Schlachtſchwerdt des großen Schwedenkönigs betrachtet hatten.*) Sollte Deveroux die Lanze, mit welcher er eine ſo merkwürdige und folgenſchwangere That vollbracht hatte, auf dem Platze gelaſſen oder ſo leicht aus den Händen gegeben haben? Jedenfalls iſt eine genauere Conſtatirung und Nachweiſung der Herſtammung erforderlich,

*) Vgl. G. Wallini dissertatio 1 — 3. de gladio Gustavi Adolphi magico. Upsal. 1728 — 29, 4. Bibliotheca Lubecensis IX. 105 ff. Crell ſächſ. Curioſitätencabinet 2. Repoſitor. S. 114 ff. Unterzeichneter, welcher ſelbſt einige Jahre hindurch nähern Zutritt zur Leipz. Rathsbibliothek hatte, theilt dieſe Zweifel des Herrn Vf. auch. Im 18. Jahrh. forderte die ſchwediſche Regierung dazu auf, das in der Lützner Schlacht verloren gegangene Schwert Guſtav Adolfs aufzuſuchen und gegen eine namhafte Belohnung abzuliefern, und machte zu dieſem Behuf einen Kupferſtich mit den beſondern Kennzeichen dieſes Schwertes öffentlich bekannt. Einem ſchleſiſchen Baron gelang es, daſſelbe in einer Schneiderfamilie zu Leipzig zu finden und an ſich zu bringen. Es wurde von der ſchwediſchen Regierung als echt anerkannt, durch eine Fregatte in Stralſund abgeholt und in Stockholm mit großer Feierlichkeit empfangen. Dieſe Nachricht findet man in dem Werke: Schleſien wie es iſt. B. III. Berlin, 1806, 8. S. 202. Schade, daß hier zu mehrerer Beglaubigung der Name dieſes Barons nicht genannt iſt. E.

als sie uns der Castellan zu geben vermochte. Von nicht minderm Interesse ist des tapfern Andreas Hofer Stutz und Feldzeichen von Pfauenfedern; aber neben diesen Merkwürdigkeiten aus alter und neuer Zeit erschien uns die künstliche Zusammenfügung neuerer Waffenstücke zu Säulen eben so unpassend und kleinlich, als es ehemals in alten Gärten die aus Taxus geschnittnen Figuren waren.

An dieses ernste Zimmer reiht sich das friedliche und freundliche Porzellancabinet, dessen sämmtliche Wände mit Porzellan decorirt sind. Selbst die gewölbte Decke ist mit Porzellanschaalen bekleidet. Schaalen, Vasen, Teller, Figuren und andre Kunstwerke aus Meißnischem, Französischem, Chinesischem und Japanischem Porcellan sind pyramidenförmig aufgestellt. Es wäre unbillig, hier größere Prachtstücke und ganze Gruppen zu suchen, wie sie in der in ihrer Art einzigen Dresdner Sammlung zu schauen sind; aber ungern vermißten wir Proben der trefflichen Malerei aus Sevres. Auch erinnern wir uns nicht, etwas von dem ersten von Böttticher gefertigten braunen und rothen Porcellan erblickt zu haben.

An den Seitenwänden des nachfolgenden Kunst- und Antiken-Cabinets sind Majolica-Gefäße mit Malereien aufgestellt, deren Zeichnung die Sage Raphael Sanzio beilegt. Auf den Tafeln des Zimmers sieht man einige antike Schaalen von Heliotrop, mehrere Becher und Vasen von Achat, Perlmutter, Granat- und Rubinfluß, und verschiedne andere Gefäße von Bernstein und seltenen Glascompositionen. Außerdem enthält

dieſes Zimmer ſchöne Elfenbeinbildwerke, einige Antiken aus Herculanum und Pompeji (von denen jedoch die Aſchenkrüge ſlaviſchen Urſprungs zu ſeyn ſcheinen), römiſche und florentiniſche Moſaikarbeiten, Wachsmalereien, Modelle verſchiedner Art, phyſikaliſche und mathematiſche Inſtrumente, Abdrücke von Gemmen und ſeltenen Münzen u. dgl. mehr. Betrachtungswerth und in technologiſcher Hinſicht ſehr belehrend iſt auch eine Sammlung von Darſtellungen aller Handwerker, welche, mit ihren Arbeiten beſchäftigt, in kleinen Figuren dargeſtellt und bei welchen alle zu ihrer Profeſſion gehörigen Werkzeuge als Modelle angebracht ſind. Dieſe Sammlung wurde, wie man uns erzählte, zur anſchaulichen Belehrung eines jungen Grafen von Waldſtein gefertigt, und iſt eben ſo ſauber als in richtigen Verhältniſſen ausgeführt.

Das vierte Zimmer, das Naturalien- und Kunſtcabinet enthaltend, iſt vorzüglich im mineralogiſchen Fache reich ausgeſtattet. Vorzüglich ſehenswerth iſt hier eine Sammlung aller Stufen von den edelſten Mineralien an bis zum geringſten Glimmer herab. Wie in Oſſegg, findet man hier auch ſchöne Cryſtalliſationen; neben ihnen ſchöne geſchliffene Steine aller Art, zum Theil zu koſtbaren Tabatieren verarbeitet, geſchliffne Marmorplatten, ſeltne Seegewächſe, Fungiten und Korallenzweige, Conchylien, ein kleines Holzcabinet, Fiſche, Vögel u. ſ. w.

Die Bibliothek füllt das fünfte und ſechſte Zimmer, von denen das erſtere, obgleich ebenfalls mit Büchern angefüllt, eigentlich zum Leſecabinet beſtimmt iſt. Leider

zeigte uns hier die gänzlich ordnungslose Aufstellung, daß Casanova nur dem Namen nach Bibliothekar gewesen sei, und noch war seit seinem Tode nichts weiter für Herstellung einer bessern Ordnung geschehen. Ob der jetzige Besitzer wieder einen besondern Bibliothekar angenommen habe, hörten wir nicht; es schien aber kaum so. Die Kataloge sahen wir nicht, und aus dieser bunt durch einander (nicht einmal wenigstens nach der Gleichheit der Einbände) gestellten Masse das Merkwürdigere herauszufinden, war eine Unmöglichkeit. Der Castellan gab die Bändezahl auf 24,000 an, wovon aber, wie der Augenschein lehrt, grade nur das Viertel, und vielleicht selbst dieses kaum, angenommen werden darf. Etwas Ganzes und auch nur relativ Vollständiges scheint die Sammlung nicht zu enthalten; aber sie ist dessen ungeachtet beträchtlich genug und würde, wenn einmal einem Kundigen ihre nähere Durchforschung verstattet würde, gewiß manche einzelne werthvolle Seltenheit darbieten. Wir stießen, theils vom Castellan aufmerksam gemacht, theils vom Zufall geleitet, auf eine Handschrift der Evangelien und Episteln in böhmischer Sprache vom Jahre 1505, auf Pergament in Quart mit Miniaturgemälden; auf ein schönes Pergamentmissale in Großfolio, ebenfalls mit Gemälden; auf mehrere wichtige Manuscripte zur böhmischen Geschichte; auf eine seltene spanische Folioausgabe von Antonii Nebrissensis chronica, und auf ein schönes Exemplar der Ausgabe von den Reden Cicero's, welche im Jahre 1472 zu Rom bei dem Drucker Adam in Folio erschien. Es dürfte noch die Frage seyn, ob letztere, wie man bisher

immer behauptet hat, nur ein Nachdruck der Valdarferschen Ausgabe von 1471 sei; wenigstens ist gewiß, daß sie einzelnes Eigenthümliches enthält und noch nicht erschöpfend verglichen ist. In der ältern französischen Literatur scheint die Bibliothek ziemlich reich besetzt zu seyn, und auch an Nachschlagewerken — books of reference, wie sie der Brite nennt — ist kein Mangel. Neben Diderot's und Alembert's Encyklopädie fanden wir auch das bändereiche Zedler'sche Universallexikon, welches freilich in einer literarisch so abgeschiednen Gegend für gar viele Bedürfnisse aushelfen muß.

Unsre beschränkte Zeit erlaubte uns nur noch einen flüchtigen Blick in den Schloßgarten zu werfen, der früher im französischen Geschmack eingerichtet war, später aber zum englischen Park umgeschaffen worden ist. Die Anlagen sind einfach, aber großartig gedacht und ausgeführt, und frei von jenen empfindelnden Gaukeleien mit der Natur, welche in Machern und Seifersdorf, und selbst auch in Wörlitz, den reinen Naturgenuß stören. Destomehr rührte uns die den Garten an der linken Eckseite begrenzende fromme und menschenfreundliche Stiftung der gräflichen Familie, in welcher zwölf arme und gebrechliche Männer und eben soviel Frauen für ihre ganze Lebenszeit verpflegt und unterhalten werden. Es sind dabei ein Geistlicher und ein Arzt angestellt, und eine wohleingerichtete Apotheke, welche auch die Bewohner von Dux und der Umgegend versieht, ist mit der Stiftung verbunden. Besonders war es eine Stelle des Gartens, zu welcher wir fast unwillkürlich immer wieder zurückkehrten. In den äußersten Gängen desselben er-

öffnet sich dem Blicke eine weite Fläche, in deren Mitte sich eine Brücke mit dem Standbilde des heil. Nepomuck zeigt, und welche durch den unweit Bilin sich erhebenden, ganz isolirt stehenden kahlen Basaltfelsen, der Borschen genannt, begrenzt wird.

In Teplitz, welches wir ohnedieß nicht als Heilsbedürftige besuchten, fanden wir Nachrichten vor, welche uns unerwartet schnell in unsre Heimath zurück riefen. Kaum blieb uns Zeit, uns nur einigermaßen und ganz im Allgemeinen zu orientiren, und wir hatten auf diese Weise keine Gelegenheit, uns ein sicheres Urtheil über den Ort zu bilden. Die Umgegend ist reizend, die innere Oertlichkeit größtentheils freundlich, und diejenigen Einwohner, mit welchen wir zu verkehren Veranlassung hatten, fanden wir gefällig, gutmüthig und uneigennützig dienstfertig. Nur vermißten wir an den öffentlichen Orten, die wir besuchten, diejenige offene und herzliche Lebendigkeit des Umgangs und der Unterhaltung, welche den Dresdner Ton so vortheilhaft auszeichnet. Auch zwischen den Curgästen selbst finden keine größern Vereinigungen statt, woran allerdings die Entfernung der verschiedenen Bäder und die zu täglichen Excursionen einladende reizende Umgegend einigen Theil hat, obgleich der Grund davon gewiß zum Theil auch in andern Dingen zu suchen seyn mag. Wenigstens hörten wir Fremde darüber klagen, daß sich die verschiednen Klassen der Gesellschaft, und namentlich der Adel, in Teplitz weit getrennter und entfernter halten, als dieß z. B. in Pyrmont der Fall sei. Auch ist in der Eichler'schen Beschreibung von Teplitz, die übrigens sehr viel zu wün-

schen übrig läßt*), der Abschnitt von den „Unterhaltungen in Teplitz“ einer der dürftigsten des ganzen Buchs. Für die literarische Unterhaltung hat in neuster Zeit die verständige Betriebsamkeit eines Herrn Spengler auf sehr verdienstliche Weise gesorgt. Er hält ein gutes Lager und steht selbst mit außeröstreichischen Handlungen in lebhaftem Verkehr. Freilich aber unterliegt die ausländische Journalistik Beschränkungen, welche nur langsame und bisweilen selbst unterbrochne Ueberblicke der Erscheinungen des Tags gestatten. Von einer fürstl. Clary'schen Bibliothek, die ohne Zweifel vorhanden ist, konnten wir nichts erfahren, noch weniger zu ihrer Ansicht gelangen. Wohl aber hörten wir, daß ein sehr reichhaltiges Schloßarchiv vorhanden sei, welches schätzbare Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs enthalten, aber ohne alle Aufsicht und Ordnung seyn solle. Dieser Zusatz benahm uns den Muth, einen Schritt um Erlaubniß zur Ansicht desselben zu thun. Indessen wollte ein günstiger Zufall, daß wir doch wenigstens Einen literarischen Genuß haben sollten. Bei einem Professionisten, zu welchem uns ein an einem un-

*) Eine sehr zu empfehlende Zusammenstellung der nothwendigsten Notizen ist: Teplitz und seine Umgebungen. Ein Wegweiser für Fremde von A. Volgt. Dresden, Walther, 1826, kl. 8. mit einer saubern Ansicht des Schloßplatzes. (10 Gr.) Dieses kleine und bequeme Buch enthält namentlich das neuste officielle Häuserverzeichniß, mit Angabe der Anzahl der in selbigen befindlichen Wohnungen, und ist dadurch für den Fremden doppelt wichtig. E.

entbehrlichen Reisegeräthe erlittner Unfall trieb, fanden wir mitten unter einem großen Haufen Maculatur, von welchem Herrn Bäuerle's Theaterzeitung ziemlich drei Viertheile ausmachte, einen bisher, soviel uns bekannt ist, ganz unbekannten*) alten inländischen Druck, der zwar ohne Orts- und Jahresangabe, aber zuverläßig nicht jünger ist, als die Begebenheit, welche er berichtet. Selbst Ungar in seinen neuen Beiträgen zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Böhmen hat ihn nicht erwähnt. Er besteht nur aus vier Quartblättern, und beginnt auf der ersten Seite mit der Ueberschrift: „Passio. Pragensium. Alhie heben sich an die klegelichen geschichte vnde erbermiglichenn die czu Prage vō denn vormaledeytenn ketczeren wider die cristen In dem iaer vō Cristi geburth Tausent vierhundert vnnde dreiundeachczigk. Die nheste mytwoch nach Michaelis gheschen synt Erbarme es got in ewygkeyt." Es wird hier der Tumult erzählt, welchen die Hussiten an jenem Tage in Prag erregten, und die empörenden Greuel, welche sie verübten; und ein neuer Abdruck dieses wichtigen Actenstücks dürfte wohl interessant seyn, wenn

*) So unbekannt ist dieses Schriftchen doch nicht. Ungar, der blos von den in böhmischer Sprache erschienenen Drucken handelt, konnte es nicht erwähnen; aber Panzer hat es in den deutschen Annalen Th. I. S. 140, obgleich nur ganz kurz, angezeigt. Auch möchte wohl die Frage seyn, ob es ein inländischer Druck ist. Im Gegentheil halten wir es für einen ausländischen, und vielleicht namentlich für einen Leipziger. Auch in der Königl. Bibliothek zu Dresden befindet sich ein Exemplar. E.

gleich die Hauptvorfälle jener blutigen Tage auch von andern böhmischen Historikern kurz geschildert worden sind. Es würde manchem unberufenen und unkundigen Pamphletschreiber unsrer Tage, der immer nur mit Conversationslexikonsweisheit über die Greuel der Inquisition, der Autodafé's und des Glaubenszwangs zu declamiren weiß, den Mund schließen. **Intra Iliacos muros et extra peccatum est.** Die Bessern beider Theile fühlen und mißbilligen dieß, und beide wünschen, ohne darum das von Jugend auf ihnen Heiliggewordne aufzugeben, gegenseitige Achtung und diejenige christliche Liebe, die (um mit Paulus*) zu reden) nicht eifert, nicht Muthwillen treibt, nicht sich bläht, nicht sich ungeberdig stellt, nicht sich erbittern läßt, sondern die alles verträgt, alles hoffet, alles duldet. Wir hatten Gelegenheit, mit mehrern katholischen Geistlichen zu verkehren, welche mit unverminderter und treuer Anhänglichkeit an den Lehrbegriff ihrer Kirche dennoch diese christliche Milde verbanden, und in keinem derjenigen böhmischen Orte, welche wir berührten, haben wir Bigotterie und Religionshaß bemerkt. Im Gegentheil fanden wir auf der Rückkehr in die Heimath das Urtheil schärfer und die Stimmung aufgeregter, als es von der Confession zu erwarten seyn sollte, welche ihr Wesen und ihren Grund in der Freiheit der Meinung und in der ungestörten Aeußerung derselben sucht.

D——ch, im Januar 1826.

*) 1. Cor. XIII, 4—7.

II.

Ein Zug des Charakters des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms I.

Aus dem Briefe eines Seiner Zeitgenossen; Berlin, 1717.

Le jour què le Roi de Prusse (Frédéric-Guillaume I.) apprit la nouvelle de la défaite des Turcs, (par le Prince Eugène,) il fut à la chasse aux perdrix. C'est le divertissement ordinaire qu'il prend tous les jours depuis qu'il est à Wusterhausen, et, pour le dire en passant, voici comment il s'y prend. Il envoye dès le matin une couple de chasseurs aux champs à la découverte des perdrix. Il s'y rend lui-même vers le soir, et en tire Lui seul tant qu'il peut. Je dis Lui seul, car les favoris, qui l'accompagnent ordinairement, ayant remarqué, dit-on, qu'il se fâche dès que quelqu'un tire mieux que Lui, jusques-là qu'il lâcha un jour, dit-on, son fusil sur un d'eux, qui tua une perdrix que S. Mté venait de manquer, ils se contentent d'assister à ce plaisir, sans tirer. Mais s'il arrive, comme il arrive souvent, que les perdrix changent de place, et que les chasseurs ne les retrouvent plus à l'endroit, où ils les avaient vues le matin, ceux-ci passent mal leur temps, et sont bien heureux, s'ils en sont quittes pour de coups de bâton. Trois en ont eu leur congé, après avoir été plusieurs fois aux arrêts, sur le cheval de bois,

et aux fers; et un d'eux est devenu fou de tous les mauvais traitemens qu'on lui a fait. Le jour susdit c'était bien pis. Sa Mté trouva des perdrix, mais Elle en manqua plusieurs, et s'en fâcha tellement qu' Elle tira, dit-on, un coup de fusil sur un chasseur. Et sur ce que les assistans Lui dirent qu'il aurait pu tuer le pauvre diable, Elle ne répondit autre chose, sinon: „Ob ich den Kerl oder „eine Beſtie todt ſchieße, iſt wohl einerlei.“ —

G.

III.

Ein Brief Klopſtock's,

mitgetheilt

von

dem geheimen Rath von Strombeck zu Wolfenbüttel.

In den Jahren meiner Jugend, kurz nach einer Reiſe durch das ſchöne Italien, überſetzte ich die Gedichte Tibull's, und ſetzte ihnen folgende Zuſchrift an Olympia vor.

Du, die mit mehrerm Recht die Sternen-Sphäre
Als hier die niedre Welt die Ihre nennt,
Vom Himmel uns geliehn, daß er uns lehre
Den Abſtand, der von Engeln Menſchen trennt,
Olympia, nimm gütig auf die Lieder,
Wenn gleich wie dort die Liebe hier nicht ſingt;
So leg' ich ſie auf dem Altar Dir nieder,
Wie Himmliſchen man Erden-Opfer bringt.

Ein Exemplar meiner Nachbildung, nebst einigen an Olympia gerichteten Gedichten, sandte ich an Klopstock, den seit den Kinderjahren von mir hochverehrten Dichter. Dieser beehrte mich mit folgender charakteristischen Antwort.

„Herr Klopstock an den Herrn von Strombeck.

Sie haben mir durch Uebersendung Ihres Tibulls ein doppeltes Vergnügen gemacht. Das zweite ist, dass Sie mich zugleich Antheil an Ihrer Liebe nehmen lassen. Dass dieser Antheil nicht klein sey, zeige ich Ihnen dadurch, dass ich Sie bitte, mich, wenn es Olympia erlaubt, zum noch näheren Vertrauten Ihrer Liebe zu machen, als Sie gethan haben. Ich bin schon oft in meinem Leben Vertrauter von Liebenden gewesen; und ich darf sagen, dass ich es auch durch Mitempfindung und Verschwiegenheit verdient habe.

Hamburg den 15. März 1800.“

Ich ließ diesen gütigen Brief ohne Erwiderung, in der Verlegenheit was ich schreiben sollte: denn nie würde ich es zu Stande gebracht haben, in der Art über Liebe zu correspondiren, als dieses in den 60ger und 70ger Jahren des vorigen Jahrhunderts hin und wieder, und namentlich unter den Freunden Klopstock's, üblich war. Doch drückte mich das Gewissen, auf einen so freundlichen Brief des von mir so hochverehrten Mannes nichts erwidert zu haben. So wenig nun Properzische

Gedichte der Empfindungsweise eines Klopstock's zusagen können, so widmete ich ihm doch meine Uebersetzung dieser, welche einige Jahre nach dem Tibull erschien. An dem Tage aber, an welchem ich das festlich geschmückte Exemplar dem Hochverehrten zusenden wollte, erfuhr ich dessen Tod und seine freundliche Zuschrift war von mir ohne Erwiderung geblieben; mir aber war für das ganze Leben eine Empfindung des Kummers, so oft ich des Vorfalls gedachte, eine Empfindung, die am lebhaftesten wurde, wenn ich, wie mehrmals der Fall war, sein Grab besuchte. Folgendes Gedicht weihte ich dem Dichter und seinem Freunde Gleim, den ich persönlich gekannt hatte.

Gleim und Klopstock, verklärte Geister.

Ha, wer steigt dort empor an des Himmels glänzendem Pfade?
Welch' ein strahlender Geist kömmt zu der Seligen Sitz?
Hört, melodischer rauscht der Gesang der rollenden Sphären,
Und Willkommen ertönt fröhlich die himmlische Ley'r.

— Seelenerhebender Anblick des Weltall's! Unter mir, Sonnen!
Erde, wo bliebest denn du? Erde, wo schwandest du hin?
Liebende Freunde, dort unten .... doch, schon erblick' ich den Wohnsitz
Seliger Geister, wie mir oft ihn die Muse gezeigt.

Wie, mein Klopstock! Du? .. so bald? ... —
Bist Du's, o verklärter
Gleim, dem die Freunde noch stets weinen der Thränen so viel?
Ach, unnennbare Wonne des Wiedersehens! Erfüllung
Himmlischer Ahnungen, schon irdischen Wesen so süß! —

Und es umschlangen sich nun mit unsterblichen Armen die Freunde:
Leuchtend, ein Doppelgestirn, schwebten zum Thron sie hinauf.

IV.

Wie Voltaire im Jahr 1740 über den König von Preußen, Friedrich II. dachte.

Lettre d'un Envoyé, d'une Cour allemande, accrédité près les États généraux des Pays-bas; d. d. à la Haye, le 27. Septbre. 1740.

— Pendant le séjour que le Sieur Voltaire, que le Roi de Prusse a fait venir de Bruxelles, a fait ici, lequel avait été trois jours enfermé dans le chateau de Moyland, sur le frontières de Gueldre, avec des savans de son espèce, le Roi faisant toujours lever le pont quand quelques Dames, ou incommodes vinrent pour le voir, je me suis at-

taché de l'éplûcher sur le caractère de ce Prince et de ses idées. Il l'élève aux nuës pour l'esprit et la façon de s'exprimer sur toutes sortes de matières, le regardant comme un Prince ferme, mais qui ne veut d'autres conseils que ceux qui partent de sa tête, et avec cela beaucoup de vivacité, et entreprenant, comme il en a été témoin par sa démarche contre l'Evêque de Liège, lui ayant dit, que ce Prince avait amusé son père, pendant sa vie, mais qu'il lui ferait voir, de quel bois il se chauffait. Qu'il craignait fort, pour l'amour de Lui, qu'avec de tels principes il ne se jettât dans bien des embarras, s'il continuait comme il avait commencé. Que, quoiqu'il ne passât pas pour donnant, il lui avait cependant fait le présent que les gazettes ont annoncé lequel je n'ai pourtant pas vu, (Voltaire) l'ayant envoyé à Bruxelles. Qu'il était fort sévère dans le service, mais qu' à table il se communiquait infiniment. Qu'il estimait beaucoup Maupertuis et Algarotti. Que pour lui, il ne songeait point à retourner à Berlin, préférant sa liberté et sa vie de Philosophe à toutes autres choses. — Il est certain, que le Roi de Prusse, qui est en commerce de lettres avec lui, l'a fort goûté pour les 3. jours qu'il l'a vu, et qu'il a gagné sa confiance: tous ceux qui viennent de ce pays-là, me l'ont confirmé etc.

Lettre d'un Envoyé, d'une Cour Allemande, accrédité près les Etats-généraux des Pays-bas; d. d. à la Haye, le 30. Décembre, 1740.

Quoique je n'aye point appris, si mes conversations avec Voltaire, qui m'avait fait ouverture de ses idées, et sur quoi je ne me suis pas avancé que comme de moi-même, avaient eu l'approbation de Vôtre Excell., j'ai cru cependant, repassant ici, où il n'a été qu'un jour, devoir entendre de lui-même ce que ses vues auraient produit. Il m'a dit fort franchement: Que voulez-vous faire avec un Prince qui, avec tout son esprit, ne veut point entendre raison, ayant une pareille affaire en tête, que celle qu'il entreprend aujourd'hui sur la Silésie, laquelle ne parait pas avoir son approbation, en prévoyant les suites dangereuses. Il parait être parti content de la dite Cour; mais d'autres lettres disent le contraire, et je ne crois pas qu'il y retourne sitôt, préférant, avec le bien qu'il a, une agréable société en France, sans s'embarrasser d'en avoir davantage par des pensions qui puissent l'obliger de s'attacher à une Cour.

Après m'avoir prôné toutes les grandes qualités de ce Prince, comme particulier, il me dit, qu'il avait de grandes vues, et qu'il était certain, que, si le Prince d'Ostfrise venait à mourir, il ne balancerait pas d'entrer dans ce pays-là, pour s'en rendre maître, et après cela en tirer pied ou aile,

comme il croit, qu'il prétend faire pour la Silésie. Qu'il n'avait pas une grande idée de ses voisins, ni de leur forces et surtout de la république (des Pays-bas), pour qui Il avait un grand mépris, comptant avec ses trésors et son armée de se faire rendre justice partout; mais qu'au milieu de tout cela il le croyait d'une économie affreuse. Qu'il ne tenait pas les prétentions de la maison de ** pour aucunement fondées. Qu'il n'aimait pas la France, ni le Cardinal (de Fleury), parcequ'il savait qu'on ne l'aimait pas; ce qu'on voyait par le prompt retour du Colonel Camas*) sans avoir absolument rien fait.

Que, lui (Voltaire) avoit rendu avant son départ une lettre du Cardinal, la plus touchante, suivant lui, et qui lui faisait adorer ce Prélat, et la mieux raisonnée sur son entreprise hardie, laquelle ne l'avait pas arrêté

Cela me ferait croire, qu'il faut que la France l'ait cependant aussi employé, de même que les deux autres, Algarotti et Maupertuis, pour voir, s'il y avoit quelque chose à faire. J'ai cru devoir mettre cette dernière conversation, que j'aurai probablement avec lui, en Apostille, pour qu'il ne se répente pas de la confiance qu'il m'a temoignée. Il prétend d'avoir été témoin oculaire du grand travail que ce Roi se donne, faisant tout lui même.

G.

*) de Paris.

V.

Erinnerungen an das literarische Berlin im August 1796.

(Fortsetzung.*)

D. Johann Erich Biester.

Vom Hofrath Böttiger.

Biestern sprach ich zum erstenmale in seinem Reiche, auf der Bibliothek selbst. Er wohnt im Seitenflügel des Bibliothekgebäudes, wo ich ihn aber nur einmal einige Minuten in seinem papiererfüllten Schreibzimmer gesprochen habe, als ich ihn zu einem brüderlichen Male in die große L. L. abholte. Alle übrigemale habe ich ihn des Morgens von 10 bis 1 Uhr stets im Vorzimmer des Bibliothekſaales gefunden, Bücher auf eingeschickte Zettel auszulesen beschäftigt. War es, daß er wirklich etwas von seiner frühern Jovialität verloren hat, oder daß er sich mir gegenüber dazu nicht gestimmt fühlte, von seinen witzigen Einfällen und satyrischen Ausfällen, die in und außer Berlin so berühmt sind, habe ich fast gar keine Spur bemerkt. Mehrere fremde Bon-Mots habe ich ihn sehr gut erzählen hören. Aber ob ich gleich einigemal mit ihm gespeist, auch mit dem Kriegsrath Genz und ihm eine Spazierfahrt nach Schönebeck gemacht habe, war er doch vielleicht nie so gelaunt, wie in seinem eigentlichen Zirkel bei Nicolai,

*) s. Ueberlieferungen B. 1. St. 2. S. 91.

in Teller's und Zölner's Gesellschaft. Denn alle drei waren verreist und der arme Biester murrte, daß er gerade jetzt, dum Sirius ardet, allein hier aushalten müsse. Man hat mir indeß auch versichern wollen, er habe sich seit einiger Zeit Maulkorb und Gebiß angelegt, damit er sich nicht durch seine bösen Einfälle noch größern Verdruß zuziehe. Denn einem Einfalle opferte er oft jedes andere Verhältniß auf. So wurde der Oberconsistorialrath Gedicke sehr kalt gegen ihn, weil er auf die Frage, wie ihm Gedicke's Antrittsrede zum Directorat des grauen Klosters, wo er freilich viel von sich gesprochen hatte, gefallen hätte, antwortete: es sei ihm vorgekommen, als lese er im Kaiser Antonin (τὰ εἰς ἑαυτὸν).

Die Schicksale der Königl. Bibliothek in Berlin aufrichtig geschildert, würden einen höchstmerkwürdigen Beleg zu einem bibliothekarischen Krebsbüchlein abgeben, so wie Salzmann einmal ein pädagogisches geschrieben hat, d. h. lehren, wie man eine Bibliothek nicht anlegen, nicht verwalten soll. Vor Biester war die Bibliothekarstelle eine Sinecure eines Franzosen, den der König nicht besser unterzubringen wußte. Ein gewisser französischer Buchhändler Pietra lieferte jährlich für 6000 Thaler unbrauchbaren französischen Wust, der nicht 200 Thaler werth war, an den damaligen Bibliothekar Pernetty, und bekam dafür vom Könige, der endlich den Betrug erfuhr, aber nach seiner gutmüthigen Weise doch fortzahlte, die Summe von 6000 Rthlr. richtig gezahlt, bis Pietra endlich doch bankerott wurde. Einmal hatte auch — so hörte ich an drei

Orten erzählen — der alte immer gut speculirende Buchhändler Voß alle seine und seiner Collegen Ladenhüter zusammen gestoppelt, und so für 12000 Thaler Maculatur der armen verwaisten Bibliothek aufgetrödelt. So ein Rathkauf kostete ein kleines Präsent an den Bibliothekar, und die Sache war abgethan.*) Bekanntlich standen sonst die drei Körper, aus welchen dieser Büchergeryon zusammengewachsen ist, die alte königliche, die Spanheimische und die Q. Icilius'sche Sammlung, alle getrennt und einzeln. Sie sind aber seit dem Jahre 1792 alle zusammengeschmolzen und unter ihre Hauptfächer geordnet worden, woraus eben die zwei Bände Doubletten entstanden sind, die im vorigen und diesem Jahre verauctionirt wurden. Die Kasse ist äußerst gering, und langt kaum zur Besoldung des Personals zu. Biester wollte mir lange die Summe, die sie jährlich verwenden könnten, gar nicht gestehn, endlich erfuhr ich, daß sie kaum 200 Thaler jährlich zu Anschaffung neuer Bücher verwenden könnten. Jetzt hoffen sie durch den Doublettenverkauf etwas ansehnliches zu erübrigen. Um so unverantwortlicher ist es, daß ihr jetziger Curator Wölner, bloß um einem an die Dame Lichtenau empfohlnen Emigranten einen Hungerbissen vorzuwerfen, für einen schon vorhande-

*) Der König war mit diesem Pernetty gar arg betrogen worden. Sein Bruder hatte sich durch einige psychologische und belletristische Arbeiten (unter andern ein Buch über die Physiognomie) einen Namen gemacht, und er war es, den der König zum Bibliothekar erhob, dafür aber in diesem zweiten Pernetty ein klägliches Surrogat erhielt. B.

nen in Miniaturportraits schön gemalten diplomatischen Stammbaum des Hauses Brandenburg 50 Thaler zahlen ließ. Biester wieß mir ihn mit stillschweigendem Kopfschütteln. — Vielleicht macht es die Neuheit der Zusammenschmelzung, daß der gute Biester selbst nicht viel Bescheid von dem, was da oder nicht da ist, zu geben weiß. Ich war von dem Buchhändler La Garde in Berlin aufgefodert worden, ihm über die beste griechische Schrift zu seinem rühmlichen Unternehmen, die ganze Ilias in Kupfer stechen zu lassen (durch Jäck und Sotzmann), Vorschläge zu thun und Muster anzugeben. Zu dieser Absicht foderte ich auf der Bibliothek den schönen Nicander von Heinrich Stephanus und eben desselben großes corpus poetarum Graecorum. Es war da, laut des Katalogs. Biester suchte lange und brachte mir endlich die davon so himmelweit verschiedene Sammlung von Jac. Lectius. In dem Handschriftensaal, den ich gern ein wenig genauer untersucht hätte, war noch viel Unordnung. Manches mag wohl beim Aufräumen und Neuaufstellen in die Plunderkammer unter dem Dache gekommen seyn. Mir lag sehr daran, zu sehen, was aus der Spanheimischen Verlassenschaft da sei, weil ich wußte, daß Spanheim durch seinen ausgebreiteten Briefwechsel und seinen weithinreichenden Einfluß als Staatsmann, alle antiquarischen Neuigkeiten aus Italien und Frankreich zugeschickt erhielt. Wirklich fand ich auch in dicken Fascikeln, die aber seit 50 Jahren gewiß nicht aufgemacht worden waren, herrliche Papiere, Zeichnungen und Kupferstiche von neuerlich gefundenen und ausgegrabenen Statuen,

Münzen, Inſchriften mit Briefen gelehrter Männer u. ſ. w. Es that mir ſehr leid, daß ich das alles nicht genauer unterſuchen konnte; indeß machte ich den unermüdeten und mir von Bieſter ſehr gerühmten Unterbibliothekar Buttmann darauf aufmerkſam, daß er die beſte Gelegenheit hätte, Analecta archaeologica aus dieſen ungebrauchten Schätzen ſo wie aus den vortrefflichen Schedis Pighianis herauszugeben*). Spanheim wollte bekanntlich den Aeſchylus herausgeben. Dazu hatte er nach ſeiner fleißigen Sammlerart ſein halbes Leben zuſammengetragen. Ich fand die Londoner Folioausgabe von Stanley durchſchoſſen und überall mit Citaten ſo ſtark beſchrieben, daß, würde dieſer Commentar gedruckt, er wohl ſo ſtark werden könnte, als der über den Callimachus. Schütz hätte gewiß manches davon benutzen können. Jetzt habe ich Hrn. Süvern, den Ueberſetzer der ſieben gegen Theben, Schützens vormaligen Hausgenoſſen, jetzigen Seminariſten unter Gedicke, gebeten, uns Proben davon mitzutheilen. Ueberhaupt hatte Spanheim die Gewohnheit, ſeinen Lieblingsautoren viel beizuſchreiben. So fand ich einen alten Pauſanias mit vielen Marginalien von ſeiner Hand. Bieſter wieß mir drei Handſchriften von Terenz, zwei

*) Buttmann's allgemein anerkannte Verdienſte um die griechiſche Sprachlehre und Wortforſchung, ſo wie um Mythen- und Inſchriftenerläuterung und um die Herausgabe griechiſcher Claſſiker beweiſen zur Genüge, daß die bildliche Alterthumskunde ihn ſtets wenig anzog. Es ſei zu viel Willkür darin, ſchrieb er mir ſelbſt darüber.

Spätere Anmerk. d. Verf.

aus dem 15. Jahrhundert ohne Werth, die eine aber ein membranaceus, dem Anschein nach wenigstens aus dem 13ten, die allerdings von entschiedener Wichtigkeit seyn muß.*) Man muß Caution von 100 bis 200 Thalern durch einen in Berlin ansäßigen und gekannten Mann stellen, wenn man eine Handschrift durch die Bewilligung des Curators (jetzt ist es Wöllner) auswärts geliehen haben will. So hatte D. Anton in Görlitz für einen Sachsenspiegel durch den Buchhändler Nicolai 100 Thlr. Caution stellen müssen. Ehedem durfte unter keiner Bedingung etwas aus der Königl. Bibliothek entliehen werden, und die liberalere Denkart fängt erst mit dem Minister Zedlitz an.**) Nur begreife ich nicht recht, wie man überhaupt den Werth einer Handschrift bestimmen kann, und so kann die Caution wenigstens nie als Sicherstellung angesehen werden. —

Biester ist überaus dienstfertig und ein wahres Orakel für die Berliner, die ihn auch sehr gut zu benutzen wissen. Er ist ein lebendiges Repertorium der merkwürdigsten Zeitgeschichten und Bedlamsstreiche, aber den Franzosen sehr unhold. Er hatte es erfahren, daß

*) Jetzt sind durch die Dieziſche Bibliothek noch 3 Codices des Terenz hinzugekommen, wovon den besten und ältesten Bothe bei seiner Ausgabe benutzt hat.

Sp. A. d. Vf.

**) Gegenwärtig ist dem Ermessen des Oberbibliothekars die Versendung an auswärtige Gelehrte überlassen, ohne alle Caution. In besondern Fällen läßt der Oberbibliothekar den Minister die Bewilligung autorisiren.

S. A. d. Vf.

ich bei Caillard gespeist und seine Gelehrsamkeit belobt hatte. Als ich ihn das nächstemal sah, war sein Angesicht nicht, wie gestern und ehegestern. Es kam zur Erklärung. Er machte eine Bewegung mit seinem etwas hohen Rükken, als jucke es ihn. Sehn sie, rief er, ich fühle schon das ansteckende Miasma. Das Franzosenthum ist eine Hautkrankheit, die steckt an. Was der alte geh. Rath Oelrichs für die vaterländischen Alterthümer, Druckincunabeln und Flugschriften aus dem 15, 16 und 17. Jahrhundert ist, ist B. für das, was er selbst erlebt hat. Unter andern erzählte er mir mit vielem Verdruß die Fehlschlagung, die dem braven alten Gleim mit seinem Gedichte an den neuen Autokrator Paul begegnet, das dann im Octoberstück der Berliner Monatsschrift 1796 abgedruckt stand. Gleim bat Biester, einige glänzend abgedruckte Exemplare davon durch den Russischen Gesandten in Berlin dem Kaiser zuzuschicken. Biester ging zuerst an den Grafen von Nesselrode. Dieser entschuldigte sich, weil er außer Function sei. Der neue Russische Gesandte versicherte, daß dieß gar nicht in sein Departement gehöre. Nun schrieb Biester an den Hrn. v. Nicolai, und empfahl es diesem, erhielt aber nach einiger Zeit die traurige Antwort: der neue Kaiser läse nicht einmal die Russischen Gedichte, die ihm zur Thronbesteigung in großer Zahl übergeben worden wären. Er habe sie, um doch etwas zu thun, der Kaiserin übergeben, in deren Dienst er jetzt stehe.*)

*) Da gieng es doch dem Dedicationssüchtigen Abbé Denina noch etwas besser. Diesem starb die Kaiserin Ka-

Schade nur, daß ich mit Biestern nicht Einmal die merkwürdigsten Gegenden der Stadt besuchen konnte. Seine Bemerkungen, wenn er den Cicerone macht, müssen sehr lehrreich seyn. Bei einem Spaziergange zu einem brüderlichen Mahle nach der Oranienburgerstraße, (wo wir unter den Brüdern aller Classen und Farben ein sehr frugales Mittagsmahl einnahmen, und fast mehr mit Gesängen als mit Speise und Trank gesättigt wurden,) wieß er mir die aus Schlesischem Eisen in einem Bogen gegossene neue Brücke über die Spree, an welcher noch gebaut wurde, machte seine beisenden Bemerkungen über den Namen der Präsidentenstraße (von dem bekannten Stadtpräsidenten Kirchhof sogenannt), über die Rehe im Garten der Königin u. s. w.

Dort beim erheiternden Male erzählte er mir auch seine frühere Lebensgeschichte:

Biester ist ein geborner Lübecker, und hat seine Studien in Göttingen vollendet. Von Lübeck, wo er nach vollendeter akademischer Laufbahn als Prophet im Vaterland wenig Glück zu erwarten hatte, ging er zuerst nach Mecklenburg-Schwerin, wo damals eine viel-

---

tharina zu einer unglücklichen Stunde, da gerade das neue prosaische Heldengedicht des Hrn. Abbate, die Russiade oder das Lob Peters des Gr., durchspickt mit dem Lobe der großen Kaiserin, nach Petersburg abgegangen war. Denina erhielt vom neuen Kaiser die große goldene Medaille an 40 Ducaten Schwere zum Präsent, mit dem Portrait der Kaiserin. Ah si elle avait vécu! sagte er mir, als er mir sie zeigte, mit schmachtenden Liebesaugen. B.

verſprechende, hochausposaunte Ritterakademie blühen ſollte. Allein dieß Weſen behagte ihm ſo wenig, daß er ſich bald nach einer Erlöſung ſehnte. Er war mit Nicolai bekannt geworden, und bat dieſen, ihm ein Plätzchen in Berlin zu verſchaffen. Zedlitz machte damals den großen Gelehrtenbeſchützer und bedurfte einen Mann, der ſeine Wahlen leitete. Dazu empfahl Nicolai Bieſtern, der ſich dem Miniſter bald unentbehrlich zu machen wußte. Auf Bieſter's Vorſchlag errichtete Zedlitz einen wöchentlichen gelehrten Zirkel in ſeinem Hauſe, wo der Reihe nach die beſten Köpfe, Gelehrte und Künſtler, vom Miniſter zur Tafel geladen und näher mit einander verbunden wurden. Für alle ſeine Dienſte hätte ihm Zedlitz gern eine ihm angemeſſene Stelle gegeben, die aber ſo beſchaffen ſeyn mußte, daß Bieſter auch noch den Secretair bei ihm machen konnte. Zedlitz war mit dem König zerfallen, und konnte alſo unmittelbar für ihn nichts ausrichten. Als nun der Bibliothekar Pernetty vor den Weiſſagungen des ſchwärmeriſchen Ziehn, und dem gewaltigen Erdriß, den die Capelle dort oben am Firmament verurſachen ſollte, die Flucht ergriff, und dadurch ſeine Stelle eröffnet worden war, wußte Nicolai den Marcheſe Lucchesini zu gewinnen, der vom König um die Wiederbeſetzung dieſer Stelle befragt, Bieſtern vorſchlug. Der König wünſchte ihn nun ſelbſt zu ſehen, und ließ ihn einmal, als er in Berlin war, zu ſich rufen. Bieſter erkundigte ſich in aller Eile bei Nicolai, der den König ſchon mehreremale geſprochen hatte, nach dem Ceremoniel. Mit pochendem Herzen trat er, von dem Kammerhuſaren an-

gewiesen, in des Königs Zimmer, der den Rücken der Thüre zugekehrt neben dem Kamine saß und sich, einen feurigen Blick schießend, umdrehte. Wo hat Er studirt? In Göttingen. Das gefiel dem König, der vor Göttingen eine große Achtung hatte, und Münchhausens in jener berühmten Unterredung mit Garve in Breslau mit Lob gedachte. Als ihm Biester sagte: er habe vorzüglich sich mit der Geschichte beschäftigt, stutzte der König und fragte, ob dieß so viel bedeute, als Historie, weil ihm das deutsche Wort nicht geläufig war. Die Frage, vor welcher Biestern am meisten bange war, kam nun auch: wo ist Er zeither gewesen? Biester mußte antworten: als Secretair beim Minister Zedlitz. Da nickte der König einigemal bedächtig mit dem Kopfe: So, so, hält sich Zedlitz einen Secretair! Er sprach über eine halbe Stunde mit ihm, ehe er das bekannte Zeichen der Entlassung mit dem Hutabnehmen gab, und war über alle Erwartung gnädig.

Bei dem bekannten Unternehmen, an dessen Spitze Zedlitz stand, die wichtigsten Autoren für die Schulen zu bearbeiten, wo Eberhard die Politik des Aristoteles übernommen hatte, die nie fertig geworden ist, bearbeitete Biester mit Gedicke und Engel den Menon des Plato. Dieß ist seine einzige eigentliche gelehrte Arbeit.*)

Außer Biestern steht noch ein zweiter Bibliothekar, ein französischer reformirter Prediger, Hr. Henri, bei

*) Man sehe darüber in einer spätern Auflage Buttmann's Vorrede. Spät. Anm. d. Vf.

dieſer Anſtalt, der immer des Nachmittags auf der Bibliothek iſt, aber zugleich die Aufſicht über die Kunſtkammer im Schloſſe hat. Dort beſuchte ich ihn eines Nachmittags mit Hirt, um das Münzkabinet zu ſehen, was vor 2 Jahren durch den Hofrath Wenzel aus Anſpach nach Berlin gebracht worden iſt. Wir ſahen einige Tabletten von den Goldmünzen und die griechiſchen Städtemünzen in Silber an. Es ſchienen ſehr viele unechte dabei zu ſeyn. Henri war ſo ehrlich einzugeſtehn, daß dieß Fach ihm völlig fremd ſei, und daß er es jetzt erſt aus Büchern anfange zu ſtudiren. Er nahm Hirts Anerbietungen ihm zuweilen belehrende Beſuche zu machen, dem Anſchein nach mit großer Freude an. In dieſem Kunſtcabinet befinden ſich auch noch an allerlei Ziermeubles ſchöne alte geſchnittene Steine angeſetzt, die wohl einer genauern Unterſuchung werth wären. Wie traurig, daß dieß alles ſo abſcheulich zerſtreut und zerſtückelt iſt!

Die Muſen lieben die Ruhe. Dieſe ſcheint ihnen doch ſelbſt auch im Bibliothekgebäude (durch ſeine commodenförmige Bauart und das berüchtigte nutrimentum spiritus hinlänglich bekannt) zu Theil zu werden. Längſt dem Gebäude hin wächſt mitten im volkreichſten Theile der Stadt Gras. Auch iſt für die Garderobe der Göttinnen geſorgt. Im Erdgeſchoß der Bibliothek ſind Montirungskammern für die Soldaten, und gleich daneben auf der andern

Seite alte Trödelbuden mit abgeschabten Röcken und Mänteln.*)

Zusatz.

Wie sehr wäre es zu wünschen, daß der jetzige Oberbibliothekar und Professor Wilken, der sich so viele Verdienste um dieß jetzt gegen 200,000 Bücher und 2000 Handschriften umfassende, durch seine vielseitige Benutzung äußerst wohlthätige Institut in den 8 Jahren seiner Verwaltung erworben hat, die Geschichte derselben aus den zahlreich vorhandenen Acten

*) Es war im Vorschlag, die famöse Inschrift des nutrimentum spiritus, (ein Nothschuß, den Q. Jellius that, als ihn Friedrich der Große fragte, wie auf Latein nourriture de l'esprit zu geben wäre, und er die Antwort pabulum animi nicht gleich gegenwärtig hatte), mit einer angemessenen Inschrift zu vertauschen. Allein der jetzige Oberbibliothekar Wilken protestirte dagegen, weil so etwas auf alle Zeiten stereotypirt bleiben müsse. Die Erdgeschosse werden freilich nicht mehr zu Montirungskammern angewandt. Allein statt der Geräthschaften des Mars ist Melpomene und Thalia mit ihrer Garderobe (Vestiarium) eingezogen, die auch der jetzige Theaterintendant Graf Brühl, aus Mangel eines andern Locals, bis jetzt darin zu behaupten gewußt hat. Statt des Grases und der Trödelbuden um das Bibliothekgebäude herum ist jetzt eine Gartenanlage, mit eisernem Geländer eingefaßt, entstanden. Der Balcon oben war sonst ein wahrer imimondezzaio und es wuchs darauf eine eigene in ganz Berlin nicht weiter zu findende Pflanze!

Spät. Anm. d. Vf.

schriebe. Alle wahre Literaturfreunde vereinigen ihre Wünsche dahin, daß dem Manne, den Mnemosyne mit allen ihren Töchtern die reichste Ausstattung zu seinem gerade jetzt (wo eine Hochschule mit 1600 Studirenden und 80 öffentlichen Lehrern, wo ein Unterricht liebender Hof, wo so viele öffentliche Bildungsanstalten und Institute die täglichen Ansprüche an bibliothekarische Aushülfe ins unendliche vervielfältigen) so schwierigen Beruf erstatteten, jener Göttin, der sich der römische Dichter so andächtig empfiehlt (Mens bona, si qua dea es, tua me in sacraria condo) seine Votivtafel aufzuhängen gestattet sei. — Die älteste Epoche dieser Bibliothek war nicht die unbegabteste. Damals wurden alle sogenannten Hurenbrüche, d. h. die Bußen, welche für uneheliche Kinder gezahlt werden mußten — noch jetzt kommen sie im Badenschen der Universität Heidelberg zu Gute — und alle Dispensationen wegen des Aufgebots in der Kirche der Kurfürstl. Liberei zugetheilt. König Friedrich I. that vieles für sie, fast gar nichts Friedrich Wilhelm I. Friedrich II. gab zuweilen große Summen zur Anschaffung großer Werke (auf einmal 70,000 Thlr.); wurde aber in der Anwendung dieser Summen oft getäuscht. Unter Friedrich Wilhelm II. hatte sie fast gar keinen stehenden Fond. Jetzt sind ihr durch die Liberalität des Königs 4000 Thlr. jährlich bewilligt, welche aber durch besondere Berichterstattung und Unterschrift des wahrhaft edelgesinnten Staatsministers von Altenstein einmal schon mit 8000 Thlrn. überschritten worden sind! Was Francke für die Dresdner Bibliothek gewesen ist,

war zu seiner Zeit der gelehrte La Croze für die Berliner. Von ihm sind die genauesten Kataloge vorhanden. Später wurden die Kataloge sehr mangelhaft fortgeführt und die Schwierigkeiten, die Bücher aufzufinden, wuchsen mit dem Zunehmen der Bibliothek. Wilken brachte es durch Anstellung von 50 auserlesenen, dazu tüchtigen Studirenden, die eine Gratification dafür erhielten, in Einem Jahre dahin, daß außer dem alphabetischen Katalog auch ein Realkatalogus fertig wurde, den so viel andere Bibliotheken noch entbehren.

Böttiger.

VI.

Die Buchdruckerkunst in Portugal im funfzehnten Jahrhundert.

Von D. Ludwig Hain.

In den Memorias de Litteratura portugueza, publicadas pela Academia real das sciencias de Lisboa, T. VIII. P. I. (Lisboa 1812.) findet sich unter der Aufschrift: Memoria sobre as origens da Typografia em Portugal no Seculo XV. por Antonio Ribeira dos Santos, ein Aufsatz, der als ein erster Versuch, über die älteste Buchdruckergeschichte Portugals Licht zu verbreiten, zwar unvollkommen genug, dennoch aber nicht ohne Werth ist. Wir erfahren daraus manches bisher Unbekannte; und schon deßhalb,

noch mehr aber wegen der Schwierigkeiten, die mit jedem ersten Versuch der Art verbunden sind, und wegen des Mangels an manchem uns leicht zugänglichen Hülfsmittel, verdienen die Irrthümer des Verf., namentlich seine ganz grundlosen Vermuthungen über das hohe Alter der Buchdruckerkunst in Portugal, eine nachsichtigere Beurtheilung.

Zuvörderst führt der Verf. an, daß man die ersten Spuren des Bücherdrucks in Portugal schon im J. 1461 habe finden wollen. In einem Executorialschreiben des Bischofs von Guarda, João Manoel, vom 13ten Oct. 1461, welches den Geistlichen Vorschriften über ihre Kleidung ertheilt, werde diesen hinsichtlich der Tonsur anbefohlen, zu tragen eine Coroa aberta tão grande e tão redonda, como a redondeza em fim daquella Carta impressa. Er zeigt, daß es ein Irrthum sei, den er übrigens in seinen Memorias de Litteratura noch selbst getheilt habe, diese Worte von einem typographischen Drucke zu verstehen.

Die erste zuverlässige Nachricht von den Anfängen der portugiesischen Buchdruckerkunst findet der Verf. in des Pedro Alfonso de Vasconcellos Harmonia Rubricarum Juris Canonici. Dieser sagt in der Rubrica de Renunciatione, daß man zu seiner Zeit allgemein Leiria als die älteste Buchdruckerstadt von ganz Spanien angesehen, und daß der große Mathematiker Pedro Nunez und andre gewichtige Männer dasselbe geglaubt haben. Eine solche Ueberlieferung erlaubt nach dem Vf. nicht den mindesten Zweifel oder Widerspruch. Da nun,

fährt er fort, die Historia des Rodrigo Sanches de Arevalo 1470 zu Palencia, oder, falls man mit Einigen die Existenz dieser Ausgabe bezweifeln wollte, (der Verf. selbst ist nicht sonderlich geneigt dazu) doch des D. Bernardo Fenollar Certame poetico 1474 zu Valencia gedruckt worden, so folgt nothwendig, daß Leiria mindestens vor dem letztgenannten Jahre schon eine Druckerei gehabt habe, deren früheste Erzeugnisse jedoch, da sich nichts davon auffinden lasse, untergegangen seien. Demnächst führt der Verf. eine alte Ausgabe der Werke des Infanten Don Pedro an, in welchen sich nach dem Zeugnisse des einsichtsvollen (sabio) Grafen von Ericeira D. Luiz de Menezes die Angabe finde, daß sie gedruckt worden: seis annos depois, que em Basiléa fora achada a famosa arte de imprimisão, und eine andre Ausgabe derselben Werke, in welchen nach dem Zeugnisse des ebenfalls einsichtsvollen Akademikers José Soares da Silva angegeben werde, que forão impressas nove annos depois de inventata a famosa Arte da impressão. Was auf diese Veranlassung der Verf. von der Erfindung der Buchdruckerkunst im Allgemeinen und zu Basel insbesondere sagt, ist der Wiederholung nicht werth. Das Resultat, das er aus jenen Ueberlieferungen und Angaben mit großer Wahrscheinlichkeit ziehen zu dürfen glaubt, ist, daß man in Portugal schon in den Jahren 1464 — 65 gedruckt und daß folglich Portugal diese Kunst eben so früh besessen habe, wie irgend ein andres Land, Holland und Deutschland allein ausgenommen. Eine Behauptung, die, wenn auch nicht der Einsicht und dem

Scharfsinn, doch auf alle Fälle dem Eifer des Verf., den literarischen Glanz seines Vaterlandes zu erhöhen, Ehre macht.

Zuverlässiger und sohin auch werthvoller sind die Nachrichten, die der Verf. im Folgenden giebt.

Im funfzehnten Jahrhundert sind in Portugal portugiesische, hebräische und lateinische Werke gedruckt worden. Die portugiesischen sind nach des Verf. Meinung die ältesten und nur um wenige Jahre jünger als die Erfindung der Buchdruckerkunst in Holland und Deutschland. Doch hält er ihre Anzahl nur für gering. Nächstdem wurden hebräische Bücher gedruckt, von den aus Italien nach Portugal gekommenen gelehrten Juden. Der Verf., der Rossi's spätere Werke nicht kennt, setzt den ersten hebräischen Druck Portugals ins J. 1485 statt 1489. Die hebräischen Druckereien verschwanden wieder aus Portugal mit der Vertreibung der Juden noch vor Ende des Jahrhunderts. Der lateinische Druck erschien zuletzt und scheint bis 1500 nur langsame Fortschritte gemacht zu haben. Von griechischen Typen findet sich in diesem Zeitraum keine Spur.

Als Druckstädte des 15. Jahrh. werden genannt:

1.) Leiria, nach unserm Verf. mindestens seit 1474.
2.) Lissabon, nach des Verf. Meinung seit 1485 (1481 ist nur Druckfehler), in der Wirklichkeit seit 1489.
3.) Braga, seit 1494.
4.) Porto. Diese Stadt wird nur in der Anmerkung genannt und dabei gesagt, daß der Bischof von Malaca, D. Fr. Alexandra da Sagrada Familia, ein sehr ge-

lehrter Mann, dem Verf. erzählt habe, daß er einst in der Bibliothek des Gregorio de Freitas eine im 15. Jahrh. zu Porto gedruckte fürstliche Verordnung (huma Lei de nossos Principes) gesehn; Näheres habe jener jedoch ihm nicht angeben können.

Die Drucker, welche aufgeführt werden, sind zuerst die jüdischen, welche wir, als durch Rossi hinlänglich bekannt, übergehen. Von den christlichen Druckern, welche demnächst folgen, waren folgende Deutsche: Nicolaus de Saxonia zu Lissabon seit 1490; Valentin de Moravia zu Lissabon, wo er zuerst in der Vita Christi 1495 gemeinschaftlich mit Nicolaus de Saxonia erscheint; Johann Gherline, der zu Braga 1494 das Breviarium Bracarense druckte und vielleicht einerlei mit Johann Berlinc ist, dessen Namen ein 1496 zu Monte-Rei in Galizien gedrucktes Manuale Sacramentorum trägt; Valentin Fernandes Morano oder Mourão zu Lissabon,*) von dem wohl mit Recht vermuthet wird, daß er einerlei mit Valentinus de Moravia sei. Die italienischen Buchdrucker, Christoph von

*) Unser Verf. sagt, dieser Drucker habe die Werke des Cataldus gedruckt (s. weiter unten), deren Schlußschrift er so angiebt: Impressum Ulysbone anno a partu virginis MD. mensis Februarii die XXI. fol. Auch habe derselbe an D. Pedro de Menezes, dritten Marquez de Villa Real, geschrieben, um dessen Werke sich zu erbitten, und habe von selbigem ein Antwortsschreiben erhalten, welches die Ueberschrift führe: Epistola ad Valentinum Ferdinandum Moranum Typographum data 21 de Februariis anno a partu Virginis 1500. Wo dieser Brief

Cremona und Joh. Petrus de Bonhomini, gehören nach unserm Dafürhalten vielleicht beide nicht hieher, da von jenem kein in Portugal gedrucktes Buch nachgewiesen wird, letzterer wohl ins 16te Jahrh. zu verweisen ist. Von ungewisser Abkunft ist Meister Ortas, der 1496 zu Leiria den Almanach und die astronomischen Tafeln des Abraham Zacutus (beide Werke gehören zusammen) druckte. Er scheint ein Castilianer gewesen zu seyn. Ob er mit Samuel d'Orta, einem Juden, oder mit Affonso d'Orta de Valença einerlei sei, bleibt ungewiß. Schließlich vermuthet der Verf., jedoch ohne bestimmte Gründe anzugeben, daß auch der Drucker des Sacramental, Lisboa 1502, und der Drucker des Catecismo major und des Catecismo pequeno, Lisboa 1502, schon im 15. Jahrh. gedruckt habe.

Von den Druckern geht der Verf. auf die gedruckten Bücher über und zählt diejenigen auf, die er selbst gesehen oder die ihm sonst hinlänglich verbürgt scheinen.

Die hebräischen Drucke, die wir durch Rossi zum Theil richtiger kennen, übergehen wir.

Von lateinischen Drucken werden namhaft gemacht:

1) Breviarium Eborense. Ulixbone per Nic. de Saxonia 1490.

---

sich finde, wird nicht gesagt; auffallend aber ist das gleiche Datum desselben mit dem in obiger Unterschrift. Eine Rede des Marquis D. Pedro de Menezes, die dieser auf der Universität zu Lissabon vor dem König D. Manoel gehalten, steht in den angeführten Werken des Cataldus.

2) Breviarium Bracharense. In civitate Bracharensi per Joh. Gherlinc alemanum 1494. 4.

3) Almanach perpetuum celestium motuum Zacuti et ejusd. Canones tabularum celestium. Leiriae, Magister Ortas, 1496. 4.

4) Missale Bracarense. In Civitate Ulixbonensi 1496 per Nicol. de Saxonia.

5) Breviarium secundum consuetudinem Compostellanae ecclesiae. Ulixbone, Nicol. de Saxonia, 1497. 8.

6) Breviarium Bracarense. Ulixbone, Nicol. de Saxonia, 1498.

7) Missale Bracarense. Ibid. id. eod. a.

8) Epistolae et Orationes quaedam Cataldi Siculi. Ulysbone, 1500. fol.

Die portugieſiſchen Drucke, die der Verf. kennt, ſind:

1) Livro de Vita Christi. Lisboa 1495 por Valentino de Moravia e Nicolao de Saxonia. fol. IV Voll.

2) Estoria do muy nobre Vespasiano emperador de roma. Lisboa, por Valentino de Moravia, 1496. 4.

3) Eine portugieſiſche Ueberſetzung von des Kaminto (der Verf. ſchreibt Raminto) Regimen. Lisboa, por Valentino de Moravia, ohne Jahr. 4.

4) Eine portugieſiſche Ueberſetzung der Imitatio Christi des Thomas a Kempis. Leira. 4. Das Druckjahr iſt angegeben, der Verf. aber unbekannt.

5) Itinerario de Conde D. Pedro. Lisboa. Ohne Jahr.

6) Die schon oben angeführten Werke des Infanten Don Pedro. Eine andere Ausgabe derselben Werke mit den Commentaren des Antonio d'Urrea kann nicht nach 1478 gedruckt seyn, weil D. Affonso de Aragão, dem sie gewidmet ist, darin Administrator perpetuo do Arcebispado de Çaragoça genannt wird, was er 1478 oder 79 zu seyn aufhörte, daß indeß irgend eine von diesen Ausgaben den portugiesischen Pressen angehöre, wird durch eine positive Angabe nicht dargethan.

Nachdem der Verf. einige Werke aufgezählt hat, die den Pressen Portugals abzusprechen sind und die wir übergehen können, da unsere Bibliographen darüber nicht im Irrthume sind, spricht er noch von der äußern Beschaffenheit, dem typographischen Werth und den Holzschnittverzierungen dieser ersten Druckdenkmäler. (Ornato da Chalcografia ist nur ein falscher Ausdruck.) Zum Schluß führt er zwei Buchdruckerzeichen an. Das eine, in der Vita Christi, enthält die Buchstaben N. und V. (Nicol. de Saxonia und Valentinus de Moravia) und hat die Umschrift: Ne projicias me in tempore senectutis cum defecerit virtus mea, ne derelinquas me. Adjuva nos Deus salutaris noster. Das andere, in der Vita do Emperador Vespasiano und dem Valentin de Moravia allein gehörig, ist ein aufrechtstehender gekrönter Löwe, einen Schild haltend und einen Streifen mit dem Initialbuchstaben des Namens auf der Brust u. s. w. Die Umschrift ist: Se-

cundum multitudinem dolorum meorum in corde meo consolationes tuae laetificaverunt animam meam, et factus est mihi Dominus in refugium. — Das in dem Almanach des Zacutus unter der Schlußschrift befindliche Zeichen ist das Siegel des Uebersetzers, José Vizinho, und enthält die Initialen seines Namens.

Wir schließen mit der Bemerkung, daß von den datirten Drucken Portugals der erste hebräische die Jahrzahl 1489, der erste lateinische die Jahrzahl 1490, der erste portugiesische endlich die Jahrzahl 1495 hat.*)

VII.

Etwas zur Geschichte der Dresdner Brücke.

Vom Hofrath und Antikeninspector Hase.

Viel zu wenig ist in der frühern Geschichte Sachsens jener frommen Verbrüderungen gedacht, die vor der Reformation so zahlreich darin verbreitet waren; und doch waren sie sicher nicht ohne wesentlichen Einfluß auf Sachsens Gewerbe und Künste, auf seinen Handel und den eigenthümlichen Sinn des

*) Aus einem zweiten Aufsatz desselben Verf., betitelt: Memoria para a Historia da Typographia Portugueza do Seculo XVI. werden wir in der Folge Mittheilungen machen.

Volks, welcher die Herstellung des evangelischen Bekenntnisses herbeiführte. Ihre mannichfaltigen Verdienste um milde Stiftungen aufzuzählen, muß der Geschichte der kirchlichen Veränderungen in unserm Vaterlande vorbehalten bleiben; aber auch ihrem Andenken und ihrem Wirken sein Recht angedeihen zu lassen, scheint eine Verpflichtung, die zu jedem gleichlaut spricht, und als ein Versuch dieser Art mag die Untersuchung über die älteste Geschichte der Dresdner Elbbrücke gelten.

Seit die Verdienstlichkeit des Klosterlebens in der ganzen christlichen Welt einen bis zur Schwärmerei sich steigernden Glauben fand, bildeten sich nebenher eine Menge von Gesellschaften, die an den Vorzügen des geistlichen Standes Antheil zu haben wünschten, ohne der Welt doch völlig zu entsagen. Sie vereinigten sich, unter dem frommen Namen von Brüdern, zur klösterlichstrengen und mönchisch abgemeßnen Verehrung eines Mysteriums der Kirche, einer Reliquie oder eines Heiligen, wozu sie an bestimmten Tagen zusammenkamen, und da die Opfer nicht groß waren, welche diese Verbrüderungen auflegten (nur eine mäßige Geldspende bei der Aufnahme, ein ähnlicher jährlicher Beitrag, das Anhören einiger Messen, das Herbeten einiger Ave's, das Tragen einer Kutte oder eines Stricks an den Tagen der Feier), so ist es begreiflich, wie so bequeme Verbindungen, die doch so viel für eine ewige Zukunft vermochten, fast unglaublichen Zulauf hatten. Terminirende Mönche verbreiteten durch wundervolle Berichte die Meinung von der besondern Kräf-

tigkeit der Fürbitte und des Ablasses einer solchen Gemeinschaft, und verdanken die Brüderschaften ihnen nicht ihren Ursprung, so verdanken sie ihnen doch zuverlässig ihre weitere Verbreitung.

So entstanden die Brüderschaften des Leidens Christi, des Herzens Jesu, die Marianische Brüderschaft, die vom Rosenkranze rasch nach einander, der vielen Bußbrüder gar nicht zu gedenken, von denen bei der Beerdigung der K. Maria Louise von Spanien im Januar 1819 zu Rom wenigstens an 50 verschiedne Arten aufzogen.

Da diese Brüderschaften ihren auserwählten, eigenthümlichen Kapellen und bestimmten Tagen eine vorzugsweise Feier zugestanden, so sahen sich die Pfarrer in ihren Rechten und Einkünften dadurch geschmälert und veranlaßten darum die Begründung neuer, die sich zu ihnen hielten. Auf diese Weise war es einem Freunde dieser Art von Gottesdienst möglich, Montag mit der Brüderschaft der Seelen im Fegfeuer, Dienstag mit der des Anton von Padua, Mittwoch mit den Verkündigungs-Brüdern, Donnerstag mit den Brüdern vom Scapulier und vom heil. Sacrament, Freitag mit denen vom Gürtel des heil. Franziscus und Sonnabend mit den Rosenkranzbrüdern seine Andacht zu halten, und unmöglich, die ganze Woche über zur Arbeit zu kommen.

Durch die Verlegung dieser Brüderschaftsfeste auf leicht bemerkliche Tage z. B. die Anfänge eines Monats, die man nach lateinischen und welschländischer

Sitte Kalendä*) benannte, kam der Name Kalandbrüder auf, der durch ganz Europa verbreitet war. Dieser Name hatte eine alte Beglaubigung; denn schon römische Inschriften erwähnen eine Zunft der Kalenderleute, Kalandbrüder, Collegium Calendariorum, (Lipenii hist. strenarum p. 98.) die nicht eben zu sehr ernsten Geschäften zusammenkam. Die römischen Kalenden waren nehmlich die Tage, wo Zinsen gezahlt und Capitale erhoben wurden, und so wurden sie unter den Geld- und Geschäftsleuten ein Anlaß fröhlichen Zusammentreffens, lustiger Schmäuse und dergl., wobei der muthwillige Sinn der Alten oftmals so sehr dem Genius nachgab, daß mehrere Kirchenversammlungen für gut fanden, die Kalenden zu verbieten**)

---

*) Seit dem XII. Jahrh. war der Name Kalendä auch in andern Beziehungen bekannter. Renvoïer aux calendes grecs für etwas, das sich nie ereignen wird, findet sich in Thomas von Canterbury Briefen zuerst und seitdem häufig in den Schriften des Mittelalters. Hist. littér. de France (IX. 145.)

**) M. s. die Artikel καλανδολόγια in Du Cange Gloss. inf. Graecit. f. 548. und Meursius Gloss. graecobarb. p. 202. Die ausschweifenden Feierlichkeiten dieser Tage, die den feriis stultorum (auch einem Nachklange griechischen Muthwillens, Du Cange Gloss. Lat. P. II. p. 183.) sehr ähnlich waren, wurden durch das Trullanische Concil und das zweite zu Tours verboten, erhielten sich aber in der Normandie noch lange.

Das wahre Vaterland aller Brüderschaften war — Aegypten. Dort findet man entsprechende Namen und die

Kalandbrüder waren folglich in der Zeit, als das Wort im christlichen Sinne aufkam, nicht Mitglieder Einer, von allen andern sich unterscheidenden, Brüderschaft, sondern alle, die zu irgend einer, an bestimmten Tagen berufenen Brüderschaft gehörten, hießen Kalandbrüder und, waren sie geistlichen Standes, Kaland-Herren. So sagen es bestimmt die Statuten der Kalandbrüderschaft zu Osterode, die eigentlich eine heil. Geistbrüderschaft war:*) die ältesten Urkunden der Kalender-Fronleichnambrüderschaft zu Lößnitz und bei ge-

völlig gleiche Sache. Der eigentliche griechische Name für solche Zusammenkünfte war ἐκκλησίαι: die Brüderschaft selbst hieß σύνοδοι. So fand man eine Brüderschaft der Basilisten auf einer Inschrift zu Philä (Letronne S. 380.) und eine ἱερὰ σύνοδος τῶν περὶ τὸν Βρισέα Διόνυσον τεχνιτῶν καὶ μυσῶν — eine ἱερὰ σύνοδος τῶν περὶ Ἡρακλέα ἀθλητῶν (Spon Misc. erud. p. 360. no. CIV.). Die hatten ihren Vorsteher προστάτης und ihren Oberpriester ἀρχιερεύς. Allem Anschein nach war diese Brüderschaft in Aegypten selbst blos aus Griechen gebildet, ohne Einmischung der Landeseingebornen.

*) Statuta et ordinationes fraternitatis S. Spiritus seu Kalendarum bei Rehtmeyer Antiquitt. Eccles. Brunsvicens. P. I. p. 118. in der Beilage. Fratres Calendarum Corporis Christi in Lesnitz in einer Urkunde des B. Heinrich von Naumburg v. J. 1399. Dieselbe Brüderschaft heißt in einer Urkunde des B. Johann von Naumburg v. J. 1420 Clerici et Laici se appellantes fratres Calendarum und eben so in den spätern, bei Blumberg angeführten, Urkunden.

nauerer Nachforschung würden sicher sich mehrere finden. Der Kürze halber nannte man in späterer Zeit solche an bestimmten Tagen zusammenkommende Brüderschaften Kalandbrüderschaften ohne anderen Zusatz, wie die späteren Urkunden desselben Lößnitzer Kalands darthun; als aber endlich zu den frühern frommen Zwecken, durch die Ausartung der Zeit und das Hinzutreten müßiger geistlicher Herren, Gebräuche aufkamen, die man geheim hielt und die vorzugsweise mit dem Namen Kaland belegt wurden,*) wurde der kürzere Name Kaland ohne Zusatz ein sehr allgemeiner und sogar von einem großen und einem kleinen Kalande war von nun an die Rede.**)

Die frühesten Erwähnungen des Kalandes im letztern Sinne scheinen aus dem Anfange des XIV. Jahrhunderts zu stammen, wenn man in Italien, woher die Sache wahrscheinlich kommt, keine frühern Spuren antreffen sollte. Nicht unwahrscheinlich ist eine Vermuthung Leibnitzens, daß um jene Zeit Verbindungen die-

*) M. s. die Statuten des großen Kalands zu Osterrode v. J. 1519. §. 11. und §. 25.

**) So findet sich in einer Urkunde (bei Blumberg) Datum Etzeho Anno Dom. 1305, ausgestellt von dem Gr. von Holstein: confraternitas quae proprie Caland dicitur. Doch giebt in ihr die Jahrzahl Bedenken. Ebenso in der Gröningschen Urkunde v. J. 1408. (bei Blumberg S. 226), in der Braunschweigischen v. J. 1318 und in dem Ablasse auf 100 Tage, für die confraternitas Calendarum majorum zu Zwickau ausgestellt von mehrern röm. Cardinälen unter Alexander VI. im J. 1503.

ser Art von der Klostergeistlichkeit seien begünstigt worden, weil eben damals die Trennung der beiden Geschlechter in den Klöstern, mit Strenge durchgeführt wurde, die an den Kalandtagen Gelegenheit fanden, sich wieder zu begegnen.*) Denn an ihnen kamen unter dem Schutze dieser Verbindung Klostergeistliche und Laien, Männer und Frauen zusammen und ein sehr vollständiger Schmaus, ganz wie bei den Calendariis der alten Welt, gehörte zu den unerläßlichen Festlichkeiten dieser Begängnisse. Späterhin wurden diese Schmäuse ein so wesentlicher Theil, daß selbst das Geistliche dabei zurückstand, und man wird zweifelhaft, ob diese Gelage ihm nicht eben so viel Anhänger zugezogen haben sollten, als die kräftigen Abläße und Seelengeräthe. Ausartungen dieser Art, die durch die Theilnahme der Weltkinder begünstigt wurden — in Werda gab es einen Fürsten-Kaland, — brachten diese ursprünglich für so fromme Zwecke vereinigte Gesellschaft in so bösen Ruf, daß der Kaland unter dem Namen der nassen Brüderschaft **) zuletzt bekanntet war, und kalendern mit zechen und fettleben für einerlei galt. Solcher Art war der Kaland zu Dessau und die fraternitas jocundalis zu Zerbst, wie der Kaland in einem Bestätigungsbriefe des B. Theodorich zu Brandenburg vom J. 1375 genennt wird.

---

*) Grund seiner Vermuthung war ihm ein Befehl des H. Otto von Braunschweig vom J. 1234. M. s. Tenzels monatl. Unterredungen Jahrg. 1692. S. 197.

**) Paullini Chronic. Ortberg. p. 177.

Schenkungen hatten das Vermögen dieser Gesellschaften so vermehrt, daß man immer eigene Kämmerer unter ihren Mitgliedern erwähnt findet. In Braunschweig und anderwärts hatten sie die Tempelhöfe erworben, und es gehörte zu den Bevorrechtungen dieser Kalandhäuser, daß Brüder dort Bier schenken durften. Mancher eifrige Mitbruder mag zu Ehren der Gesellschaft freilich in diesen Trinkstuben eben so fleißig der Kanne zugesprochen haben, als ein frommer Türke blos darum über Macht Krapfen ißt, weil er in jedem das Siegel des Propheten, ein Muttermal zwischen Muhameds Schultern, wieder findet. Doch auch zu wohlthätigern Zwecken wurden ihre Einkünfte verwandt, und dankbar muß erkannt werden, wie sie im Sinne jener Zeit, über deren Stufe sie nicht standen, Dürftige unterstützten, Verwaiste versorgten, unbemittelt Verstorbene bestatteten, Bräuten Mitgiften gaben.*)

Sicher verdankt Sachsen diesem Kaland, dessen Zweige fast in jeder seiner größern Städte grünten, als ein schönes Erbe, neben so manchem andern Guten auch den wohlthätigen Sinn, der durch seine Einwohnerklassen verbreitet ist, und bei frohen Festen auch der Hülfsbedürftigen so gern mit That und Rath gedenkt. Was er, trotz seiner Liebe zum Nassen, die ihn vor methodistischer Kopfhängerei bewahrte, im Einzelnen für die Begründung von Schulen, wohlthätigen Stiften

*) Die Beweise dafür in Blumbergs Abbildung des Kalands ꝛc. Chemnitz 1721. 12. einer reichhaltigen, aber leider sehr ungeordneten Sammlung von Nachrichten.

u. s. w. in Plauen, Leißnig, Pegau, Meißen, Wittenberg, Kemberg, Altenburg, Lößnitz, Radeburg und sonst gewirkt hat, das ist meist zu rasch in den großen Bewegungen der Reformation vergessen worden, durch die er gesetzlich aufgehoben und sein Einkommen zu Erhaltung von Kirchen und Schulen und ähnlichen Zwecken verwandt ward. Nur von Chemnitz und Zwickau hat man genauere Nachrichten, weil dort viele Zeichen an seine Thätigkeit erinnerten.

Auffallen wird es, daß in dem Verzeichniß der sächsischen Orte, wo der Kaland blühte, Dresden nicht vorkommt. Da die Sache vorhanden war, so befremdet es diesen Namen vermieden zu sehen. Manche Gründe dafür lassen sich denken; aber da keiner geschichtlich begründet ist, so überläßt man besser ihre Auffindung dem eigenen Scharfsinn. In den Dresdner Urkunden werden die Alexius-Brüderschaft und die Brüderschaft des heil. Leichnams erwähnt. Die letztere wird an vielen Orten als Kalandbrüderschaft aufgeführt, und nach Fix's K. sächs. Kirchenstaate vor der Reformation, Freiberg 1806. Th. I. S. 94 ff. wäre dieser Name in der Folge von allen Kalanden angenommen worden. Sie bestand hier in Dresden schon seit den ersten Jahren des 14ten Jahrhunderts, und täuschen nicht alle Anzeichen, so war sie es, der Dresden zum größern Theile sein schönstes Baudenkmal, die Lust aller Fremden und den Stolz aller Einheimischen, seinen Triumphbogen, wie sie Jean Paul genannt hat, seine hochberühmte Elbbrücke verdanket. Wie an mehrern Orten, z. B. in Venedig und in Rouen, wahrscheinlich auch zu Wien,

denn der Baumeister Pilgram gehörte zu den eifrigsten Förderern dieser Brüderschaft, (Hormayr's Wien, seine Geschichte und Denkwürdigkeiten, II. Jahrg. 1r Band 2s Heft, S. 108), hätte dann die Dresdner Kaland-Brüderschaft zum Fron-Leichnam ihren frommen Sinn durch ein Baudenkmal zu bewähren gesucht, und glücklich in ihrer Wahl, gerade das ausgewählt, das dem allgemeinen Bedürfniß am raschesten abhalf.

Noch beruhet diese gute Meinung von der Wirksamkeit der hiesigen Brüderschaften mehr auf Schlüssen der Analogie und einigen Anzeichen, als auf ausgesprochnen Angaben, und ich muß ihrer Zusammenstellung sogar noch die Vorklage vorausschicken, daß die frühere Geschichte der Dresdner Brücke beinahe dunkler ist, als die aller andern älteren Baudenkmale; aber doch reichen diese wenigen Anzeichen hin, den besonderen Antheil dieser frommen Brüderschaft an ihr sehr wahrscheinlich zu machen. Mag man diesem und so manchem andern Baudenkmale, woran ihr Antheil unbestreitbar erwiesen ist, zu Liebe den Brüderschaften einige der Vorwürfe vergeben, die katholische Kirchenrechtlehrer (z. B. Van Espen) ihnen gemacht haben.

Bekanntlich war der erste und nächste Anlaß zur Erbauung der Dresdner Elb-Brücke, ebenso wie anderwärts, ein religiöser. Seit dem J. 1234 besaß die hiesige Kreuzkirche, damals noch ein weniger bedeutendes Gotteshaus, einen Span des heil. Kreuzes, den Constantia von Oestreich ihrem Gemahl, Markgraf Heinrich dem Erlauchten, als Mitgift zugebracht

hatte.*) Zwar war eine Reliquie dieſes heil. Holzes nicht gerade eine der koſtbarſten, denn eine ungezählte Menge von Kirchen und Klöſtern rühmten ſich eines gleichen Schatzes, weil das heil. Kreuz eine ſolche ſich wiedererſetzende Kraft hatte, daß im XI. Jahrh. die Pilger noch eben ſo reichlich mit Stücken deſſelben verſorgt werden konnten, wie im IX. wo es aufkam:**) aber doch machte dieſes Heiligthum auf die Gemüther der Chriſten, die am rechten Elbufer wohnten und von jeher durch eine beſondere Gottesfurcht ſich ausgezeichnet haben, einen ſolchen Eindruck, daß ſie alles daran ſetzten, um dieſem Kleinode ihre Verehrung zu bezeugen. Doch ein Weg zum Kreuz, über einen Strom wie die Elbe, beſonders wie ſie damals geweſen ſeyn mag, hatte wirklich mehr auf ſich, als heutzutage eine Pilgerfahrt zum Jubeljahre über die Alpen. Nur auf unſichern Flößen, auf Kähnen, oft auf einzelnen Balken, ſogar auf aufgeblaſenen Schläuchen konnte man, ehe Brücken da waren, über die reißenden Ströme kommen, und auf mehr als einerlei Weiſe wagte man alſo das Leben an ſeine Andacht. Die Unbarmherzigkeit der Fährleute mußte dieſe Noth noch vermehren; denn nach der Ver-

*) Angabe des Pirnaiſchen Mönchs bei Menke Th. II. S. 1478. — Im J. 1279 ſoll auf der Elbe ein Stück Holz herbei geſchwommen ſeyn, das bald für ein Stück des heil. Kreuzes erkannt ward. Im Siegel des hieſigen geiſtlichen Brückenamtes erblickt man es noch als Kreuz über dem Wapen.

**) Wilken Geſchichte der Kreuzzüge B. I. S. 13 der Einleitung.

ſicherung einiger Schriftſteller des XI. Jahrhunderts, förderten ſie nicht blos ans andere Ufer, ſondern oft gleich in die andere Welt. Außerdem war nirgend für die Wegelagerer ſo ſicheres Gewerbe, als in der Nähe von Stellen, wo regelmäßig Fähren oder andre Fahrzeuge über einen bedeutenden Fluß gingen.*) Solchen Bedrängniſſen frommer Wallfahrer durch eine ſichere und feſte Brücke abzuhelfen, war daher zuverläſſig ein Gott wohlgefälliges Werk, und Wunder braucht es uns nicht zu nehmen, daß die Noth der Tauſende, die zwiſchen dem 10. bis zum 13. Jahrhunderte jährlich nach Rom, nach Jeruſalem, nach S. Jakob von Compoſtella oder nach näheren Gnadenbildern wallfahrteten, das Herz eines jungen Hirten Benezet, zu wundervollen Anſtrengungen aufregte, die ihm einen Platz unter den Heiligen der römiſchen Kirche verſchafft haben. Benezet,**) nach der gewöhnlichen Erklärung der kleine Benedict, ein armer Hirt, der zu Hauvilar im Vivarais geboren war, ſoll im J. 1177 in die Cathedralkirche zu Avignon getreten ſeyn, wo eben der Biſchof das Volk über die Schrecken einer Sonnenfinſterniß tröſtete. Er erklärt ſich vom Himmel geſandt, um eine Brücke über die Rhone zu bauen. Der Biſchof behandelte

*) Der Punkt Malamort an der Dûrance im ſüdlichen Frankreich, war ſo ſehr wegen Raubanfällen verrufen, daß er unter dem Namen Podium sanguinolentum in den Urkunden vorkommt.

**) Die Kirche feiert ſein Andenken am 14. April; m. ſ. die Acta Sanctorum Apr. T. II. p. 258.

ihn wie einen Unsinnigen und schickt ihn der Stadtobrigkeit zu, die ihm spottend vorschlägt, mit einem Stein am Ufer anzufangen, den 30 Menschen schwerlich bewegt hätten. Benezet rollte den Stein hin, und man mag über das Wunder denken, wie man will, so ist doch gewiß, daß im J. 1185 schon auf der Brücke zu Avignon ein Zoll erhoben ward. Zweifel gegen die Genauigkeit der Angaben mag man schon darum sich nicht versagen, weil die Berechnungen erwiesen haben, daß in das J. 1177 keine Sonnenfinsterniß fällt, sondern erst auf den 13. Sept. 1178.*) Alle Bedenken jedoch, die sich sonst noch geschichtlich gegen Benezet's Verdienst als Stifter einer eignen Brüderschaft von Brückenbauern (frères pontifes, fr. du pont, fratres pontis, pontificales auch factores pontium) erheben lassen, vereinigt man wohl am glücklichsten dadurch, daß man zu Benezet's Zeiten und früher fromme Verbindungen zu Gunsten der Pilger (Romieux) und der Reisenden überhaupt annimmt, in deren Sinn Benezet einging, indem er der Gesellschaft, an die er sich anschloß, Brückenbau zum näheren Zweck gab.**)

*) Diese Angaben sind dem von mir verfaßten Art.: Brükkenbrüder in der Ersch-Gruberschen Encyklopädie entnommen.

**) In der Geschichte Böhmens findet man die Spur, daß die Brückenbrüder zu Avignon als eine Baugesellschaft noch fast 200 Jahre später bestanden: denn beim Franciscus Prag. p. 108. 109 wird erwähnt, daß der Bisch. Johann IV. von Prag, um eine Brücke über die Elbe

Gleiches Bedürfniß führte gleiche Verbindungen zu ſeiner Abhülfe in mehrern Ländern herbei, und mußte ſie herbeiführen, weil Brücken zu bauen, Straßen ſicher und zugängig zu machen, ſchon nach den Begriffen der altchriſtlichen Kirche für ein verdienſtliches Werk galt*) und dieſe oftmals die auferlegten canoniſchen Bußen in ſolche Anordnungen verwandelte, bei denen der Vortheil der Armen mehr beachtet wurde, als der Gewinn für die Reichen. Deutliche Zeichen, daß Frankreich nicht allein ſich einer ſo thätigchriſtlichen Verbindung rühmen konnte, hat der gelehrte Biſchof Münter in den ſchwediſchen Chroniken aufgefunden, wo um dieſelbe Zeit, als Benezet in Frankreich lebte, der im J. 1184 ſtarb, ein Biſchof Benedikt zu Skara auftritt, 1178 — 1191, deſſen Andenken als eines Brückenbauers die Zeitbücher ehren**). Verzweigungen der franzöſiſchen Brückenbrüderſchaft, die man in der Diöces Sanminiato, im Gebiet von Lucca, aufgeſpürt hat, geben außerdem einen Stützpunkt für die Vermuthung, daß ähnliche anderwärts ſich gefunden haben können; und iſt der Schluß nicht zu raſch, ſo finden wir eine

bei Rudnitz zu ſchlagen, im J. 1333 einen Meiſter Wilhelm aus Avignon berief, der nach Errichtung zweier Pfeiler, reichlich beſchenkt, im nächſten Jahre zurückkehrte.

*) M. vergl. Theodoreti Epist. 79. und Morini Comm. hist. de discipl. in administratione sacramenti poenitentiae. Paris 1651. p. 768. ss.

**) M. ſ. Olai Celsii acta litter. Sueciae T. II. p. 272 ss.

durch die Sache, wenn auch nicht durch den Namen verbundne Gesellschaft in unsrer nächsten Nähe.

Alle Nachrichten, die den Ursprung unsrer Elbbrücke über das J. 1260 hinaufrücken wollen, beruhen auf Sagen. Selbst diesem Datum nach bleibt sie die älteste Brücke im jetzigen Sachsen, so wie sie von jeher die wichtigste und bedeutendste war. Weit älter wäre freilich die Meißner Brücke, die schon um 1002 entstanden seyn soll; aber die Angaben über sie bedürfen noch des Beleges. Wie lange man damals an ihr gebaut, und auf welche Weise, darüber fehlen alle bestimmte Zeugnisse. Zum größern Theil war sie wohl schon steinern, indem eine Urkunde (bei Hasche N. 14.) vom Jahr 1288 ihrer als solcher gedenkt. Weck's Nachrichten in der Dresdner Chronik sind diesen Angaben nur scheinbar entgegen. Er führt bekanntlich auch an, daß jedem Arbeiter an der Brücke ein Hohlpfennig von der Art, die man späterhin Brückenpfennige genannt hat, zum Tagelohn gegeben worden sei; aber der genaueste Kenner unsrer kleinern vaterländischen Münzen, Hr. Götze, hat erwiesen, daß diese Münzen nach ihrem innern Gehalte und ihrer äußern Beziehung der 32jährigen Regierung Friedrich des Strengen (1350—1381) und nicht Heinrich des Erlauchten Zeit angehören;*) folglich einer Zeit, wo der erste, wahrscheinlich nicht ganz dauerhafte**) Bau, er-

*) Beyträge zum Groschen-Cabinet, Th. II. S. 441.

**) Noch im J. 1400 stürzte vom großen Wasser ein Pfeiler ein.

neuert, bevestigt und zu Ende gebracht ward. Begreiflich konnte ein Steinbau dieses Umfangs nicht das Werk weniger Wochen seyn; und der Ablaßbrief aus Avignon wegen Krankheit des Papsts Johann XXII. von 14 Cardinälen zu Gunsten der Brücke ausgefertigt,*) gedenkt ihrer im Jahre 1319 als noch nicht durchaus**) vollendet. Dennoch finden wir in der ersten Urkunde, die der Brücke nicht bloß gelegentlich erwähnt, in dem Stiftungsbriefe eines Allodium im fl. Ostragehege durch den Pleban Albert (vom J. 1305) auch gleich eine Capelle zum heil. Leichnam angeführt, die auf ihr errichtet war, und alles läßt uns glauben, daß die Brücke zu dieser Zeit, wenn auch vielleicht noch hie und da mit Holz (um der Schiffarth willen) belegt, doch schon durchaus als sichrer Weg zum Kreuze gelten konnte.

Diese Capelle ist so wichtig für die Geschichte der hiesigen Brücke, daß sie uns von nun an vorzugsweise beschäftigen wird: auf ihr beruht die Vermuthung von der Theilnahme der hiesigen Brüderschaften an dem Bau der Brücke selbst, und darum sei es erlaubt, etwas länger bei ihr zu verweilen.

Heiligenbilder an Brücken aufzustellen war die christliche Umwandlung der Römersitte, welche dem Schutzherren der Schwellen und dessen, was innerhalb des Hauses ist, dem Janus, an Wegen und Stegen einen Platz gab (man denke an ponte di quattro capi zu

*) Hasche Urkunde N. 56.

**) (d. h. wohl von Steinen.)

Rom, die alte fabriciſche Brücke!). Bis wie weit dieſe Bildſäulen in der Nähe der geweihten Plätze ſtanden, ſo weit reichte das „Weichbild.“ Sie waren das religiöſe Siegel auf weltlichem Grund und Boden. Anders jedoch war's mit Capellen, beſonders ſeit der Zeit, wo die weltliche Macht und die geiſtliche über die gegenſeitigen Beeinträchtigungen wachten.

Kirchen und Capellen, Klöſter, Hoſpitäler durften die Stifter nach ihrem Namen benennen*); und zum Dank dafür übten ſie das Recht des Patronats, das ihnen die Verpflichtung der Erhaltung des Gebäudes u. ſ. w. auferlegte, welches ihre Wohlthätigkeit begründet hatte. Dieſes vererbliche Patronatrecht der Kirchen und der kirchlichen Dinge hat man in der Sprache des canoniſchen Rechts auch durch den Titel eines defensor, advocatus et custos bezeichnet, der dem dieſe Gerechtſame Uebenden zufiel; und ſowohl weltliche, als geiſtliche Perſonen, Individuen, als ganze Corporationen konnten es erwerben. Dieſes Patronatrecht ſelbſt ward in ein Laienpatronatrecht und ein geiſtliches unterſchieden, und der römiſche Kirchengebrauch hatte veſtgeſetzt, daß das Patronatrecht geiſtlicher Brüderſchaften für Laienrecht gelten ſollte.*) (Jus patronatus laicum.) Dabei war es gleichſam perſönliches Recht, das auf der Geſammtperſon, als ſolcher, ruhte.***) Zu

*) Van Espen Jurie eccles. univ. Pars II. Tit. XXV. c. I. §. 5.

**) Van Espen ibid. c. 2. §. 27.

***) Idem ibid. §. 17.

gleicher Zeit war ausdrücklich bestimmt, daß die bloße Fundation (fundi datio), Hergebung des Bodens, das Patronatrecht auf eine Kirche, ein Benefiz, eine Capelle nicht begründe, sondern, daß die Aufbauung und Ausstattung dieß nur gebe;*) doch verstand Fundation sich als erste Bedingniß.

Lassen wir diese Sätze als wahr gelten, wie sie denn auf einer anerkannten Autorität beruhen, so ergeben sich daraus folgende Folgerungen:

Der Name der Capelle zum heiligen Leichnam würde für die Erbauung durch die Fronleichnamsbrüderschaft zeugen, die außer der hier erwähnten Capelle auch noch eine andre in der Kreuzkirche besaß. Unter der Aufsicht des Bischofs von Meißen übte sie das Patronatrecht, d. h. sie sorgte für das Gebäude und den dort zu verrichtenden Gottesdienst, dessen darum späterhin nicht gedacht wird, weil die Capelle selbst durch eine Verordnung H. Georgs v. J. 1535 ihrer Einkünfte beraubt ward, (die zur Unterhaltung eines Pfarrers geschlagen wurden, welcher den armen Leuten im neugestifteten Spital am See des Pfarreramts pflegen solle**) und weil sie selbst kurz nach H. Georgs Tode einging. Aber die Stelle, die sie einnahm, mußte, nach dem Vorausgeschickten, denen gehören, die ihr den Namen geben durften; folglich mußte der Brüderschaft, die sie nach dem Mysterium, dem Gegenstand ihrer Verehrung, benannte, Antheil an der Brücke zustehen. Durch den

*) Van Espen ibid. c. 3. §. 8.

**) Schramm Beilage N. XIV.

Platz auf der Brücke also, der den Neid aller übrigen hier vorhandnen Brüderschaften so lebhaft erregen mußte, (denn zuverlässig fiel doch dort das reichlichste Almosen) beweißt sich der Antheil der Brüderschaft an der ganzen Brücke am augenscheinlichsten.

Zu weit würde man jedoch gehen, wenn man die Brücke nach dem hier angeführten, für das ausschließliche Werk dieser Fronleichnamsbrüderschaft nehmen wollte. Ein Bau der Art war zu bedeutend, als daß die Kräfte einer solchen Verbindung dazu ausgereicht hätten: nur ihren Antheil galt es zu beweisen. Die Brüderschaft, als eine geistliche, blieb mit der Kirche, zu der sie sich außerdem hielt, in Verbindung, und das dort eingekommene Almosen wurde daher, ohne Abzug für den Bischof (von Meißen) und den Pfarrer, für die Brücke allein verwendet. Doch war sie keine Dependenz der Kreuzkirche. Denn in den Schenkungen und in der früher erwähnten Bulle von 1319 wird sie ausdrücklich von der Kirche unterschieden. Dann war sie kein reingeistliches Gut; denn dem Brückenamte, das schon in einer Urkunde vom J. 1311 vorkommt und durch Schenkungen bedacht wird, stand nicht allein der Blutbann zu, sondern er ward auch, und zwar durch das Beil, dort geübt*).

Dieses Brückenamt, das bekanntlich noch bis heute unter dem Namen geistliches Brückenamt

*) Hilscher Nachrichten von der Elb-Brücke zu Dresden. Dr. 1729. 8. §. 14.

besteht, und noch dieselben oberherrlichen Rechte über die Brücke, und sogar ohne weitere Belehnung, ausübt, führte im Jahre 1400 ein Siegel, das in nicht sehr genauen Abbildungen außerdem auffallende Aehnlichkeit mit einem bei Blumberg vorkommenden Kalandsiegel zeigt.*) In der neueren Zeit, wo diese früheren Verhältnisse ohnehin sich alle geändert haben, ist es durch die Aufnahme des Dresdner Stadtwapens unkenntlicher geworden.

Daß die Brücke unabhängig von allem landesherrlichen Einflusse erbaut ward, beweißt das Recht der Erhebung des Zolles, das niemals von den Fürsten der Stadt geübt worden ist, sondern ursprünglich dem Brükkenamte gemeinschaftlich mit den Burggrafen von Dohna, späterhin, so wie jetzt noch, dem Brückenamte ausschließlich gehörte. Durch welchen Rechtsgrund die Burggrafen von Dohna zu diesem Antheile am Brükkenzolle gekommen waren, blieb ihnen unmöglich zu erweisen, als sie einem Decrete des Churf. Johann Georg I. vom J. 1618 zu Folge ihre Rechtsansprüche und ihren ununterbrochnen Besitz urkundlich darlegen sollten.**) Bis dahin mag das Wapen der Grafen von Dohna (vielleicht als Zeichen ihrer Schirmherrschaft während des Baues) auf der Brücke sich erhalten haben, dessen in früheren Beschreibungen derselben zuweilen gedacht wird.

Der Umstand, daß zum Zeichen des Obergerichts,

*) Man vergl. Schramm Taf. 4. mit Blumberg S. 99.

**) Schramm Urk. N. XXVI.

welches dem Brückenmeiſter, ſpäter Brückenvoigt, jetzt Brückenamtsverwalter, zuſtand und zuſteht, ein Beil bei ihrem Anfange aufgehängt war,*) gibt dieſer Unterſuchung ein eigenthümliches Intereſſe. Nach dem Sachſen-Rechte war das Schwert das Zeichen der richterlichen Gewalt:**) das Beil ſcheint auf das flämiſche Recht und auf die Niederlande hinzuweiſen, von wo aus auch die Verehrung des heil. Leichnams ſich über Europa verbreitet hatte.

Denn bekanntlich war das Feſt des Fronleichnams eine Erfindung eines B. Hugo von Lüttich (im Jahr 1246), die erſt durch eine Bulle Urban IV. vom J. 1264, nach dem Wunder von Bolſena, kirchliches Anſehen erhielt. Das Feſt hat, wie die Urkunde vom J. 1305 beweißt, ziemlich früh an der Elbe Theilnehmer gefunden, früher ſelbſt als in ſüdlichen Gegenden, wo es erſt durch eine neue Bulle Clemens V. auf der Synode zu Vienne zu Anſehn gebracht werden mußte.***) Seine Verbreitung verdankte es den Brüderſchaften, die für die poſſenhaften Gebräuche, mit denen es in den Niederlanden beſonders zu Aachen und Lüttich be-

*) Hilſcher Nachrichten von der Dresd. Elbbrücke, §. 14.

**) Judicii signum gladius monstrare videtur
Quo malefactorum feritas cessare jubetur
Gottfr. Viterb. XIX. Pistror. II. 363.
und alles das, was Kopp in den Bildern und Schriften der Vorzeit Th. I. S. 88. und öfter darüber vorgebracht hat.

***) Auguſti Denkwürdigkeiten aus der chriſtl. Archäologie III. B. S. 304 ff.

gangen ward, vorzügliche Empfänglichkeit gehabt zu haben scheinen. Aecht niederländische Feiern des Fronleichnams glichen nämlich genau der Feier des franz. Narrenfestes (fête des fous) und des Festes der Hypodiakonen, und wir glauben unsern Dresdner Brüderschaften wirklich nicht zu viel zu thun, wenn wir sie, diese Verwandtschaft voraussetzend, nicht weit vom flämischen Stamme gefallen glauben. Eine Urkunde bei Hasche*) nämlich erwähnt ausdrücklich des Wagens zum Palmesel (S. 376.) und 5 gr. „für Leymmet tzu kleyden odam vnd eve (S. 382)." Kenner der Festlichkeiten des Mittelalters wissen, was mit dem Palmesel allein schon angedeutet ist.

Doch nach den Niederlanden hin weißt auch die Alexiusbrüderschaft, die zur Zeit des Herzogs Georg an der Brücken-Capelle Antheil gehabt zu haben scheint. In der Zeit des Herz. Georg, nämlich wird diese Capelle in mehrern Urkunden als dem heil. Alexius geweiht angeführt, ohne daß man einen Grund dieses Namenwechsels anzugeben im Stande wäre. Allen Erklärungen zufolge war dadurch der sonderbare heil. Alexius gemeint, der seine schöne Braut am Abend vor der Hochzeitnacht verließ, und deshalb noch am 17. Juli kirchlich gefeiert wird. Auch seine Verehrung ging von den Niederlanden aus, ward wieder durch

*) Register des hiesigen Brückenamts vom J. 1495. Bei Hasche Urkunde N. 200. Auch das kürzlich zu Freyberg gefundne Siegel, Curiositäten B. X. St. 1. S. 31. scheint zu den Zeugen dieser Angaben zu gehören.

Brüderschaften verbreitet, — aber einen Grund anzugeben, warum er gerade hier in Dresden so vorzüglicher Auszeichnung genoß (sein Bild in der Kreuzkirche war von Silber), möchte durchaus unmöglich seyn, wenn wir nicht in ihm so wie in der „Gotsleichnambrüderschaft“ und in dem Beil, dem Zeichen der Brükkenherrschaft, Spuren von jenen flämischen Einwanderungen anerkennen wollen, die an mehrern Orten höher an der Elbe hinauf, sogar (1154) in Meissen*), geschichtlich schon seit langer Zeit nachgewiesen sind. In den Niederlanden sind die ersten Fäden unsrer geistigen Cultur auch nach diesen Anzeigen zu suchen! Selbst die mythische Gestalt des Brückenerbauers Matthäus Photius, von dem die Sage auch durchaus weiter nichts als den Namen erhalten hat, wird zuletzt sich in einen wasserbaukundigen Flamänder auflösen, den nur die spätere Verlegenheit um eine Nachricht zu einem signore gemacht hat.**)

Die urkundlichen Nachrichten über das Brückenhofspital, das noch bis jetzt für 9 kränkliche Frauen besteht, sind zu dürftig und zu neuen Ursprungs, als daß man auch darin eine Aehnlichkeit zwischen der hiesigen

*) M. s. darüber Fabricius in den Annalen von Meißen zum J. 1154. und Hoche histor. Untersuch. über die niederländ. Kolonien in Nieder-Deutschland ꝛc. Halle 1791. 8. S. 46.

**) Schramm S. 16. §. 18. Man berichtige nach diesen Angaben den Artikel von Leger im XIII. Bande der Ersch-Gruberschen Encyklopädie S. 148.

Brückenbauerbrüderschaft, — vorausgesetzt, daß man sie anerkennen will — und den französischen finden könnte.

Vielleicht sind andere so glücklich, den Vermuthungen, die dieser Aufsatz ausspricht, und den Andeutungen, die er hinstellt, durch Nachsuchungen an den echten Quellen, Bestätigung und Gewißheit zu geben, oder auch sie zu widerlegen! Selbst dadurch würde unsre Kenntniß der früheren Verhältnisse unsers Vaterlandes gewinnen. Die Sache verdient darum wohl die Beachtung der Archivare und aller vaterländischen Geschichtsforscher, weil eben so wie hier, die Brücke zu Meißen (mit einer Capelle der 14 Nothhelfer) die Brücke zu Siebeleben, Roßwein, Rochlitz, Mitweida, Penig mit den Kirchen in der engsten Beziehung standen, ohne doch wiederum reingeistliche Güter zu seyn. Möchte es namentlich dem scharfsinnigen Forscher in der diplomatischen Geschichte Thüringens, H. Landrath Lepsius zu Naumburg gefallen, uns die Geschichte der Brücke zu Kösen zu erzählen, die zu den ältesten an der Saale gehört. Durch sie würde eine Menge hier noch entstehender Zweifel zur Entscheidung kommen!

Urkunden und Angaben

zur Geschichte der Dresdner Elbbrücke nach den Jahren geordnet.

1288. Erste Erwähnung der steinernen Brücke (merica ante pontem lapideum trans albeam).

Bei Hasche, Urkunde N. 14.

1305. Stiftungsbrief eines Allodium im kleinen Oſtragehege zu Begabung einer Capelle dedicata in honorem corporis Christi, ausgefertigt von Albertus Plebanus in Dresden.
Haſche, Urkunde N. 40.
Schramm Schauplatz der merkwürdigſten Brücken, Lpz. 1735. fol. Beil. N. XII.

1311. erhält das Brückenamt mehrere Einkünfte.
Haſche Urk. N. 47.

1319. 40tägiger Ablaß zu Gunſten der Brücke, ausgefertigt zu Avignon.
Haſche Urk. N. 56.

(1344. ſoll P. Johann XXII. dem Kreuzkirchenbrükkenamte Butterbriefe zugeſtanden haben, Weck S. 192.)

(1400. ſtürzt vom großen Waſſer ein Pfeiler der Brücke ein, Weck).

1412. das Gotteshaus des heil. Kreuzes und die Brücke zu Dresden erhalten einen Steinbruch.
Haſche Urk. N. 116.

1412. verpfändet Landgr. Friedrich dem Magiſtrate die Stadtgerichte „und uch die Brucken bis an die Capellin“ für 28 Schock neuer Schildächter Groſchen.
Haſche Urk. N. 101.

1413. Landgr. Friedrich des Jüngern Zueignung- und Freiungsbrief eines Hofs in Dresden, welchen

Casp. Nickeritz zu der Capelle auf der Brücke geweihet zur Ehre des heil. Leichnams erkauft.
Hasche Urk. N. 117.

1502. Ein Begnadigungsbrief Herz. Georgs bestätigt dem Rathe zu Dresden die Rechtspflege in Hals- und Erbgerichten auf der Elbbrücke zu Dresden und den Gütern der Kreuzkirche.
Hasche Urk. N. 208.

1512. Bischof Johannes von Meißen willigt in die Erbauung der Queckborn-Capelle.
Hasche Urk. N. 211. d.

1512. Extract aus Herz. Georgs Instruction an D. Hammerdörfer, die ihre Unterdrückung herbeiführte.
Hasche Urk. N. 212.

1535. Herz. Georgs Verschreibung, in welcher das Lehen S. Alexii, welches auf die Brücke zu Dr. gestiftet gewesen, zur Unterhaltung eines Priesters geschlagen werden soll, welcher den armen Leuten im neugestifteten Hospital am See das Pfarramt pflege.
Schramm Beilage N. XIV.

1554. Befehl des Churf. August wegen Erbauung einer Löwen-Grube auf der Brücke.
Schramm Beil. N. XVII.

1553. Befehl des Churf. August wegen Erbauung des Thorhauses.
Schramm N. XIX.

1595. Bericht des Stadtraths an den Administrator H. Friedr. Wilhelm wegen des Zolls, den die Grafen von Dohna auf der Brücke erhoben.
Schramm, ohne Urkunde.

1599. verkauft Carl Magnus von Schellerdorf den Zoll auf der Elbbrücke (den sein Vater nebst Königsbrück vom Burggr. Caspar von Dohna käuflich erworben) an den Kaiser Rudolph I.
Schramm, Beil. N. XXIV.

1607. kommt die Zollgerechtigkeit an den BurgGr. v. Dohna zurück.

1617. sucht K. Matthias für den BurgGr. Carl Annibal von Dohna das Recht eines Zollhauses zu vermitteln.

1618. Bericht des Dresdner Stadtraths, daß den Herzögen und Churfürsten der Brückenzoll seit mehr als anderthalb hundert Jahren zuständig gewesen.
(Schramm, ohne Urkunde: schwerlich zu finden.)

1618. Decret des Churf. Johann Georg I. an den BGr. Carl Annibal von Dohna ihre Gerechtsame und ihren ununterbrochnen Besitz urkundlich zu erweisen.
Schramm, Beil. N. XXVI.

1638. Registratur über das, was S. Churfürstl. Durchl. sowohl als der Rath zu Dresden an den

Thoren, Brücken ꝛc. im baulichen Wesen zu erhalten haben.
Schramm, N. XXIX.

1683. Rescript des Churf. Joh. Georg III. das dem Rathe zu Dresden die Obergerichte auf der Brücke bestätigt.
Schramm, Beil. N. XXXIII.

1727. Anfang ihrer Erneuerung und Verschönerung durch Pöpelmann, die 1731 vollendet ward.

1730. Verordnung wegen des Rechts- und Linksgehens auf der Brücke.
Schramm, N. XXXIV.

Nachschrift.

Der Herausgeber der Ueberlieferungen ist dem Orte, welcher ihm zur zweiten Vaterstadt geworden ist, mit einer zu innigen Liebe zugethan, als daß er sich nicht eines so schätzbaren Beitrags zur Erforschung der Specialgeschichte Dresdens aufrichtig erfreuen sollte. Er theilt mit dem verehrten Herrn Verfasser die Ueberzeugung, daß in Fällen, wo die schriftliche wie die mündliche Ueberlieferung verbleicht und verstummt, jeder leise Anklang und jeder Fingerzeig zu beachten sei, um in das einzeln tönende Wort und in das aus dem Zauberspiegel der Vergangenheit räthselhaft herauswinkende Bild tiefern Sinn und zusammenhängende Gestaltung zu bringen. Denn was ist, wenn wir es uns

aufrichtig gestehen wollen, selbst die tiefste historische Forschung Anderes und Mehreres, als eine bis zum höchsten Gipfel der Wahrscheinlichkeit verfolgte historische Analogie?

Die Dresdner Brücke hat, außer ihrem hohen Alter und ihrer technischen Vollendung, auch noch eine besondere, wenigstens locale, Bedeutsamkeit. Das Diesseits und Jenseits eines größern Flusses greift oft tief in die verschiedne Gestaltung der Culturentwickelung ein. In und bei Dresden am Augenscheinlichsten. Mit dem noch jetzt üblichen **Bosche remo** bei dem Gemeinde-Rufen der Dörfer des rechten Elbufers und mit ihrer eigenthümlichen, an wendische Sitte erinnernden Frauentracht stehen die sogenannten „Ueber-Elb'schen" Uferbewohner in einem Contraste, welcher, bis in frühere Zeiten hinauf verfolgt, zur Ahnung der Ansiedlung ganz verschiedner Völkerstämme führt. Wie sollte da nicht ein gegenseitiger Verbindungspunct, wie ihn eine Brücke über einen ehemals so reißenden und ganz verschiedne Bildungsstufen trennenden Strom darbietet, von hoher Wichtigkeit seyn?

Und so begrüßen wir die neue Forschung mit voller Anerkennung ihres Werthes für die Culturgeschichte eines Landes, welches in der Darstellung der deutschen Bildungsentwicklung seit dem 15. Jahrhunderte eine unbestrittne und ausgezeichnete Stellung einnimmt. Wir sind mit dem Herrn Verfasser der Meinung, daß es im obersächsischen Mittelalter vorzüglich die religiösen und kirchlichen Anhaltungspuncte sind, aus welchen ein

auf strengurkundlichem Wege so selten zu erweisender Zusammenhang geahnet und gewonnen werden müsse.

Indessen scheint im gegenwärtigen Falle die Theilnahme einer geistlichen Brüderschaft, namentlich einer Kalandbrüderschaft, nicht wohl angenommen werden zu können. Denn zu geschweigen, daß sich von einem Dresdner Kaland bis jetzt noch keine urkundlich beglaubigte Spur hat auffinden lassen wollen, so bietet sich auch kaum eine locale Wahrscheinlichkeit der Existenz eines solchen dar. Dresden hatte damals noch nicht seine jetzige Bedeutung und stand tief unter der Markgrafenstadt Meißen. Während letztere ein wohldotirtes Stift, ein adliches Nonnenkloster und mehrere andre Klöster zu nähren vermochte, erhielt das arme Dresden mit Mühe zwei arme Klöster vom Bettlerorden, die zum Theil ihren Tagesbedarf (man erinnere sich der Termineien der hiesigen Franciscaner zu Pirna und Dippoldiswalde) selbst aus der entferntern Umgegend beziehen mußten. Mag sich auch die Existenz anderer geistlicher Brüderschaften am Orte nicht bezweifeln lassen, so konnten sie schwerlich so bedeutend und bemittelt seyn, um einen so kostbaren Bau zu unternehmen, und noch weniger vermochten dieß die Commun und der Rath der damals noch so unbedeutenden und gewerblosen Stadt.

Demnach scheint es doch am sichersten, den urkundlich erwiesenen Antheil, welchen die Burggrafen von Dohna am Baue der Brücke hatten, und den Umstand, daß sie ihren Brückenzoll schon von den

Markgrafen zur Lehn nahmen, schärfer und hauptsächlich ins Auge zu fassen. Diese Untersuchung dürfte wohl zuletzt auf das Resultat eines schon in den frühesten Zeiten bestandenen und wahrscheinlich ursprünglichen landesherrlichen Besitzthums und Rechtes führen. Die jetzige Verwaltung des Stadtraths scheint dagegen eben so wenig zu streiten, als bei der Meißner Brücke, deren Zoll bis zur Reformation dem dasigen Bisthume zuständig war, und seit dieser Zeit dem dasigen Stadtrathe nur unter der Bedingung der Erhaltung der Brücke und der Bestreitung der den dasigen Kirchen- und Schul-Dienern angewiesenen Besoldung übertragen wurde*).

Ebert.

VIII.

Schweizerleben und Schweizerthun.

Vom

Bibliothekserretär Falkenstein.

Volksthum und Volksthümlichkeit, zwei neue Wörter, die in der deutschen Sprache nach Verbannung des Fremden: „Nation und Nationalität" das Bürgerrecht erlangt haben, sind in den letzten funfzehn Jahren im Munde vieler Sprachforscher nicht nur zu einer

*) Vgl: Ursinus auf der Kön. Bibl. befindliche Handschriftl. Sammlungen über die Stadt Meißen (L. 121b) B. 1. S. 97 f.

Art von Mode-Ausdruck gestempelt, sondern auch in eigenen Schriften erklärt und in dem ganzen Umfange ihrer Bedeutung auseinandergesetzt worden. Mit der wiedererrungenen Freiheit Deutschlands schien ein neuer lebendiger Sinn im Lande erwacht zu seyn für Alles, was dem Volke heilig und durch tausendjährigen Besitz zum unveränderlichen Gepräge reiner Eigenthümlichkeit gestempelt ist: für Sprache, Volkssagen und Volkslieder.

Viel zu wenig Berücksichtigung aber (mit Ausnahme der seltenen Bemühungen der eben so geistreichen als gründlich gelehrten Gebrüder Grimm) fand die Volksthümlichkeit der Nationen im eigentlichsten Sinne des Wortes, ich meine deren Sitten, Gebräuche, Spiele, Gewohnheiten, und der in einzelnen Ländern herrschende eigenthümliche Aberglaube. Der Raum dieser Blätter gestattet nicht einmal einen folgerechten Ueberblick, weit weniger noch eine systematische Entwickelung des Volkscharakters im Allgemeinen aus obigem Gesichtspunkte aufzufassen und den Lesern mitzutheilen.

Vielleicht aber dürften Skizzen solcher Schilderungen, von einzelnen Ländern und Völkerschaften entworfen, nicht unwillkommen seyn. Dem Patriotismus sei es verziehen, daß wir mit einem Lande beginnen, das, obgleich vielfach beschrieben, immer neue Schönheiten und Eigenthümlichkeiten entfaltet, und von welchem Friedrich v. Schlegel sagt: „Das ist ein Land, das man liebgewinnen muß so wie man es sieht, und schon bei'm ersten Eintritt begreift man das Heimweh seiner Bewohner" — der Schweiz.

Je unbekannter, und weniger von Fremden besucht einst diese Thäler waren, desto reiner und volksthümlicher erhielten sich des Landes Sitten. So tritt auch heutiges Tages in dieser Hinsicht der Nationalcharakter der Graubündner durch markirte Züge besonders hervor. Ihre Neugierde, ihre Gastfreundschaft und Geselligkeit, ihre Liebe zum Viehe, die Verehrung alter Leute verdienen Beachtung. Was aber von Gewohnheit durch uralten Gebrauch bei den Bündnern veste Wurzel gefaßt hat, und sich gar nicht oder nur unter verschiedenen Modificationen in andern Cantonen der Schweiz wiederfindet, ist:

Die Unschuldsrose, das Versöhnungsbrod, der Heerochs, das Zugrecht, das Hutaufsetzen bei dem Gottesdienste, das Schaafschießen und die Flegellebi ꝛc. ꝛc.

Wenn in einem Tobel (Thale) des Engadins Jemand in den Verdacht eines Verbrechens fällt, und deßwegen eingezogen wird, sich aber rechtfertigen kann, so wird demselben am Tage seiner Loslassung, nachdem die Richter durch den Bundesweibel öffentlich bekannt gemacht haben, daß er unschuldig angeklagt sei, von einem jungen schönen Mädchen eine weiße Rose übergeben, die man die Unschuldsrose nennt.*) Fürwahr der schönste Orden, der ihn zieren kann, und hier weit höher geachtet, als anderswo der Orden des Verdienstes. Diese uralte Gewohnheit, welche dem schönen

*) An jedem öffentlichen Orte, wo er erscheint, trägt er alsdann die Rose als Zeuge seiner Rechtlichkeit.

Geschlechte in den Tagen seiner Unschuld das Recht giebt, dem unsrigen Zeugniß zu geben, eine leicht verwelkliche Blume zum Symbol der Ehrenerstattung macht, und die drei Begriffe von Schönheit, Unschuld und Vergänglichkeit in eine so rührende Verbindung setzt, bietet dem Denker ein weites Feld von Beobachtungen dar, der diese Bildersprache versteht, welche in der Unmündigkeit der menschlichen Gesellschaft ihren Ursprung hat, von ungebildeten Völkern mit Religiosität aufbewahrt, von den gebildeten aber nur zu oft entehrt wird.

Wenn zwei Männer in offenbare Zwietracht mit einander gerathen, und sich im Verlaufe des Zwistes gewaltthätige Rache angedrohet haben, so suchen ihre gemeinschaftlichen Freunde die beiden Parteien unter Ein Dach (das Symbol der Gastfreundschaft) und bei'm Mahle an Einen und denselben Tisch mit einander zu bringen. Ist dieß gelungen, so ist der Hader so gut wie geschlichtet. Von diesem Augenblicke an ist Ehrfurcht vor der Unverletzbarkeit der Gastfreundschaft ihr einziger Gedanke; sie essen von demselben Brode — und dieß reicht hin, jahrelang eingewurzelten Haß aus den Gemüthern zu vertilgen, und sie zu versöhnen. Nun wird Keiner mehr seine Hand gegen den Andern aufheben. „Wir haben das Versöhnungsbrod mit einander gegessen!" spricht Jeder, und der Streit endiget sich durch den Weg des Rechtes, oder durch eigends dazu gewählte Schiedsrichter.

Im Canton Appenzell findet eine ähnliche Versöhnungsfeier statt; indem der Friedensstifter die feind-

lichen Parteien zu sich einladet, und sie zu einem gemeinschaftlichen Trunke bringt. Von diesem Mittelsmann (Vermittler) sagt man: „Er giebt den Frieden abzutrinken.“ — Die Versöhnungsscene heißt: „den Frieden abtrinken.“ Jedoch will das Gesetz in Außerrooden, daß dieses Zusammentrinken nicht eher als vier Wochen nach gemachtem Waffenstillstand geschehe; wahrscheinlich, weil man in Erfahrung gebracht, daß die früher geschlossenen Versöhnungen nicht dauernd waren, indem die gereizten Gemüther noch nicht ruhig und kalt genug geworden.*)

Dieser alte Gebrauch tritt in einem Lande, das wenige Gesetze hat, an die Stelle derselben, und ist selbst besser und kräftiger als jene, weil sein Alterthum ihm ein beinahe religiöses Ansehen giebt. Der geheimnißvolle Schleier, der jedes Emblem verhüllt, hat den zwiefachen Nutzen, daß er den, welcher ihn nicht aufzuheben wagt, in Ehrfurcht erhält, und selbst demjenigen, der ihn zu lüften sich getraut, um seines Vortheils willen wichtig ist.

Heerochs ist seit undenklichen Zeiten im Bündnerlande ein Ehrentitel, welchen man dem stärksten Manne seines Gaues zu geben pflegt. Er steht gewöhnlich bei allen Schwingern (kampflustigen Jünglingen) in großem Ansehen, und ist nicht selten im Solde einer ganzen Partei, welcher er dazu dienen muß, auf Landsgemeinden seine Patrone zu schützen, oder auch

*) Vgl. Ebel's Schilderung des Gebirgsvolks des Cant. Appenzell. Lpz. 1798, 8. p. 361. seqq.

die Stimmenmehrheit erzwingen zu helfen. Oft mißbrauchen aber diese Leute die ihnen verliehenen außerordentlichen Leibeskräfte zu ungerechtem Kampf, welchen Hochmuth oder Zorn erzeugte, und werden am Ende unglückliche Opfer ihrer früheren Auszeichnungen, wenn mit den Jahren die Kräfte zu schwinden beginnen.

Auffallend mag es klingen, ist aber aus den Sitten eines Landes erklärlich, wo Viehzucht der fast einzige Nahrungszweig, die einzige Beschäftigung ist, wenn auch unter dem letzteren eine ähnliche Auszeichnung statt findet. Doch unschuldiger ist die Freude, der Besitzer einer Heerkuh zu seyn.

Wenn im Frühling die Kühe auf die Weiden, oder im Sommer auf die Alpen ziehen, so pflegen sie im Gefühle ihrer Freiheit (denn sie bleiben Tag und Nacht unter freiem Himmel) bei der ersten Zusammenkunft ihre Kräfte gegen einander zu messen, und sich gleichsam den Rang streitig zu machen. Diejenige unter ihnen, der alle übrigen weichen müssen, bekömmt den Namen Heerkuh. Sie führt die Heerde an, und Alles richtet sich nach ihrem Schritte. Schon auf der Alpe erhält sie die größte und wohlklingendste Dringeli (Glocke) von dem Hirten, wird stets beim Namen gerufen, und genießt alle möglichen Vortheile. Kehrt der Senne im Spätjahre wieder heim, so hält sie, einen Blumenkranz um die Hörner geschlungen, und mit bunten Bändern geschmückt, an der Spitze ihres Gefolges ihren siegreichen Einzug in das Thal. Ihr Eigenthümer bezahlt dem Hirten ein Trinkgeld. Nicht

selten entsteht ein groſser Wetteifer unter den Sennen, und mancherlei Mittel werden angewandt, um seiner Kuh den Sieg zu verschaffen. Man schüttet ihr Wein ein, füttert sie vierzehn Tage vorher besser als gewöhnlich, wetzt ihr die Hörner und bestreicht dieselben zuletzt mit Knoblauchsaft, weil dieser Geruch dem Viehe zuwider ist.

Es herrscht im Bünden und im Gotteshausbunde zumal, wie aller Orten, wo man den Pfad der Natur noch nicht ganz verlassen hat, eine groſse Ehrerbietung für die Greise. Man steht in Versammlungen noch auf vor grauen Häuptern, und siebenzig Jahre Erfahrung geben einem Vorschlag oder einer Meinung ein solches Gewicht, daſs es etwas Unerhörtes wäre, Einwendungen dagegen zu versuchen. Oft sieht man einen Haufen Männer, die Hände rückwärts auf einen tüchtigen Knotenstock gelehnt, um einen achtzigjährigen Greis im Kreise herum gestellt, horchend der Erzählung der Vorzeit, und der Geschichte der Volksversammlungen, stundenlang ohne ihn zu unterbrechen. Man fragt Greise in allen Angelegenheiten um Rath; denn man ist überzeugt, daſs da, wo nur junge Leute Gesetze geben und Staatsgeschäfte behandeln, wo Projectenmacherei brausender Jünglinge anstatt der Erfahrung des Alters die Meinungen lenkt, wo die Alten verlacht und verspottet werden, es sicher schlecht um die Regierung stehe. Vielleicht ist diese Ehrfurcht für das Alter weniger das Resultat der Ueberlegung, als ein Kind der von Alters hergebrachten Gewohnheit. Aus

derſelben Urſache iſt auch diejenige Familie im Thale am meiſten geehrt, deren Glieder am zahlreichſten ſind. Sein zweites und drittes Geſchlecht ſehen, heißt hier Segen: und dieſes iſt auch bei allen Familienfeſten der Wunſch der anweſenden Gäſte. Nichts wird für eine größere Zierde und für ein reicheres Verdienſt gehalten, als wenn ein Hausvater; noch in ſeiner vollen Kraft mit zehn bis zwölf blühenden Söhnen und Enkeln von Hauſe auf die Berathſchlagungen der Gemeinde zieht.

Da möchte man wohl im eigentlichen Sinne ſagen: „Wie die Pfeile in der Hand des Helden, ſo ſind die „Söhne des geſundheitsfrohen Vaters. Wohl dem, „der ihrer viel im Köcher hat! Die werden nicht zu „Schanden, wenn ſie mit ihren Feinden handeln im „Thore.“ *)

Neugierde und Geſelligkeit, dieſe zwei Schweſtern, gehen faſt immer gepaart unter den Sterblichen einher und ſind gemeiniglich die wohlthätige Mutter der Gaſtfreundſchaft. Bei dem echt-patriarchaliſchen Leben der meiſten Gebirgsbewohner Bündens hält ſich erſtere nicht bei unnützen Kleinigkeiten auf. Sie verlangen Unterricht und Belehrung, und ſie ſowohl als der Fremde ziehen nicht geringen Nutzen aus der Unterhaltung. Reiſende ſind daher in den Alphütten recht herzlich willkommen, und können das ganze Land durchwandern, ohne einen Kreuzer zu verzehren,

*) Pſ. CXXVII.

wenn sie nur Vieles aus ihrem Lande, oder den besuchten Städten und Ländereien zu erzählen wissen. Der Bündner freut sich alsdann, auch Einiges aus seiner Vaterlandsgeschichte und besonders über die Verfassung seines Volkes besprechen zu können. Die Gastfreundschaft wird bis auf diesen kleinen Eigennutz mit der größten Freigebigkeit ohne Unterschied des Standes, Ranges und der Kleidung ausgeübt, nur bewirthet der Katholik am liebsten Glaubensgenossen und befindet sich wohler in Gesellschaft des Juden als des Protestanten. Mir ist ein Beispiel bekannt, daß ein Engadiner-Bauer Jemand einen Tag und eine Nacht gut bewirthet hatte. Als der Gast der Einladungen zum Längerbleiben unerachtet des Morgens abreisen wollte, nahm ihn jener bei der Hand und sagte: „Fremder, komm mit mir!“ führte ihn dann in seinen Speicher voll Kornhaufen und Säulen von Käse, von da in den Keller voll guten Veltliner Weins, in seine Ställe mit den schönsten Kühen besetzt, und sagte dann: „Du hast nun Alles gesehen; Ist nicht Vorrath ge„nug vorhanden? Fürchtest Du etwa Mangel an Nah„rung, so siehst Du ja derselben zum Ueberfluß für „Dich und Dein Pferd; Oder denkst Du uns be„schwerlich zu fallen? Du sollst sehen, daß jedes Glied „der Familie sein Geschäft besorgen wird, wie wenn „Du nicht da wärest. Bleib also; Je länger Du „bleibst, desto mehr Freude und Ehre erweisest Du „meinen grauen Haaren!“ Dann drückte er dem Fremden die Hand und sagte mit Empfindung: „Nicht „wahr, Du bleibst, Du willst nicht verreisen? Wenn

„Du sobald wieder weggehst, so muß ich denken, es „sei Dir bei uns nicht wohl!“

Man findet in vielen Dörfern, obwohl im verringertem Maßstabe, und ungleich seltener, noch die Sitteneinfalt und Treue, wodurch die alten Schweizer die Achtung aller Nationen sich erwarben.

Zu diesen gehöret Euscha, eine oberhalb des Lucienſteiges auf einem hohen und steilen, fast unzugänglichen Felsen, neben dem kahlen Falkniß gelegene, glückliche Ortschaft, aus nicht mehr als dreizehn Häusern bestehend.*) Seine Lage ist äußerst steil, das umgebende Thal aber höchst malerisch. Bald bewundert das Auge brausende Wasserfälle, die sich brausend von Gipfel zu Gipfel herabstürzen, oder sanft wie silberne Bänder glatte Bergwände einsäumen. Bald blickt es staunend empor zu den gegenüberliegenden Riesensäulen, die ihr grauschwarzes Haupt in den Wolken verbergen, und meist in Schnee und Nebel verloren kaum sichtbar aus Gletschertiefen hervorragen, wie Grabmäler der verstorbenen Natur. Von der andern Seite lächeln ihm grüne Matten, von den herrlichsten Kräutern bewachsen und belebt durch zahlreiche Heerden von Kühen und Schafen entgegen, oder das Auge weilt auf dem schwarzgrünen Teppich des Tannen-Waldes, der tief unten im Thalgrunde seine Zweige ausbreitet, um die Reisenden vor den Sonnenstrahlen

*) Unfern davon besiegten die Bündner in dem sogenannten Schwabenkriege 1499 die Truppen Kaiser Maximilians.

zu schützen, und der von der Natur als Wächter dahingestellt zu seyn scheint, Dorf und Hütte, Mensch und Vieh vor der Alles zerstörenden Gewalt der Schlaglawine zu schirmen.

Kleine Ackerfelder wechseln hier mit sonnigen Weiden, deren Anpflanzung unzählige Arbeit und Mühe kostet. Was das Eigenthümliche dieses kleinen Staates im Freistaate erhöht, ist, daß nur zwei Geschlechter, die sich wo möglich immer wieder unter einander verheirathen, den idyllischen Ort bewohnen. Ihre Verfassung ist ächt patriarchalisch. Kleine Händel schlichtet der Familienälteste, gewöhnlich Aehni genannt.

Artet je ein Kind so sehr aus, daß es sich diesem Richterspruche nicht unterwerfen will, so ruft der Aehni das Städtchen Mayenfeld als höhere und die Gemeine Drei Bünde als die höchste Instanz um Entscheidung an, und dennoch ist der Beschuldigte weder Mayenfelder Bürger noch Gerichtsgenoß der andern Gemeine — sondern nur Bünder, und dieser Umstand allein verschafft ihm überall Vertheidigung und Rechtsspruch.

Der Einwohner dieses Dörfchens ist pfarrgenössig in Mayenfeld, aber bei'm Aemterbesatz und Aemterverkauf, oder da, wo etwas zu nehmen oder zu theilen ist, geht er leer aus. Auch in Criminalangelegenheiten unterwirft er sich dem Gerichtsstabe von Mayenfeld, aber Policei- und andere Gesetze dieser Stadt respectirt er auf seinem einsamen Berge keinesweges. Dort ist er unabhängig und frei wie der Adler, der über seiner Wohnung kreist. Wenn er die Woche hin-

durch unter Gesang Haus und Vieh bestellt, steigt er am Sonntag Früh in das Thal hernieder und läßt sich weder durch Wind noch Schneegestöber von der Besuchung des Gottesdienstes zu Mayenfeld abhalten.

An diesem Tage nimmt er jedesmal seine Butter, Käse, Ziegen und Kälber mit dahin, vertauscht sie gegen andere Bedürfnisse (selten gegen baares Geld) und hält, was man kaum glauben wird, bei'm Verkaufe noch ziemlich dieselben Preise, wie seine Vorältern vor 200 Jahren, welches sich durch alte Wirthschaftsbücher bestätiget. Daher drängt sich Alles zu seinen Waaren; denn solche Redlichkeit und Einfalt flößt auch dem Städter Zutrauen ein.

Der Aelteste oder Nächste tröstet die Kranken, bereitet sie vor zum Hintritt in die Ewigkeit und tauft auch wohl in der Noth gefährlich kranke Kinder.*) Die Todten aber läßt man nicht länger als 24 Stunden in der Wohnstube, mit einem weißen Tuche überdeckt, einen Tannenzweig in den gefalteten Händen, ruhen, und schafft sie alsdann über Stock und Block, oder über Schnee und Eis auf einem Schlitten nach Mayenfeld, und setzt sie ohne weitern Prunk den Gebeinen der in die Heimath vorangegangenen Väter bei.

Trotz der Einförmigkeit ihrer Gesichtszüge sind die Einwohner von Cuscha ein schöner Menschenschlag, die Jünglinge schlank emporgewachsen, mit nervigten

*) Trotz der helvetischen Confession und des Heidelberger Catechismus.

Armen und Gliedern, die Mädchen mehr gedrungen, aber von weißer Farbe und rothen Wangen. — Beide Repräsentanten einer strotzenden Gesundheit.

Viehzucht und Jagd sind des Mannes Hauptbeschäftigung; die Mädchen spinnen, und die Weiber pflegen der Küche und Kinder.

Der schnell abwechselnden rauhen Witterung wegen gedeihet nur Hafer; seltner Waizen, Hirse, Gerste und Gartengewächse, und die Kartoffeln erfrieren zuweilen. Erst Anfangs oder in Mitte des Mai schmilzt der Schnee ganz weg, und im September kehrt er schon wieder zurück. Aber in den Sommermonaten giebt es beinahe keinen seligern Aufenthalt für ein unverdorbenes Herz, als bei diesen guten, unschuldsvollen Hirten.

Selten wird hier ein Jüngling oder ein Mädchen vor dem achtzehnten Jahre mannbar, und dann eilt auch der Vater, sein Kind zu vereheligen, und diese Ehen sind meist durch eine sehr zahlreiche und gesunde Nachkommenschaft gesegnet.

Verliert sich einmal ein Fremder, oder ein Thalbewohner hierher, so verläßt ihn der Hausvater keinen Augenblick, damit er diese kleine Colonie nicht mit dem Gifte der Verführung anstecken könne; die Hausfrau bereitet dem Gaste eine herrliche Luckmilch (Schlikermilch) oder geschwungene Nidlä (geschlagene, zu Schaum gemachte Sahne) und vergißt nicht, dieselbe mit Zucker und Zimmt zu würzen.

Kann es der Vater dennoch nicht verhüten, daß sein schönes Maidli (Mädchen) auf den Kirchgängen nach Mayenfeld einem dasigen Wollüstling in die aus-

gestellten Netze der Verführung fällt, so wird sie aus der Heimath verstoßen, und er sieht zu, dieselbe wo möglich im Thale in einen Dienst zu bringen, oder zu verheirathen.

Kurz jeder unbefangene Beobachter muß bei seiner Wanderung in dieses Eden mit Zschocke und Lehmann ausrufen: „Wenn noch irgend wo echte Schweizer, wenn noch treue Nachkommen jener alten hochkräftigen Eidgenossen in den Alpen zu finden sind, so muß man sie zu Euscha suchen!“

Das Schaafschießen ist eine rohe Sitte der Bergeller.

Ein Hirt stellt ein schönes, wohlgemästetes Schaaf in einer bestimmten Entfernung zum Ziel, und läßt auf dasselbe schießen gegen Erlegung von 5 oder 6 Batzen (4—5 gr.) Wie in England bei ähnlichen Uebungen oder Spielen beträchtliche Wetten dem Vergnügen einen noch erhöhtern Reiz geben, so ist es auch hier; indem die ganze Dorfjugend sich versammelt, und die Schützen, theils mit der Armbrust, theils mit dem Stutzen nach dem Schaafe schießen, belustigen sich die Uebrigen, mit ihren Mädchen nach einem Hackbret oder einer Clarinette tanzend, oder wetten eine Flasche Wein nach der andern, ob der zielende Schütze das geängstigte Thier erlegen werde oder nicht. Der Eigenthümer desselben rechnet dabei auf die Ungeschicklichkeit der Schützen; denn nur erst dann hat er es verloren, wenn es zu Boden stürzt und stirbt. Lautes Gelächter folgt auf jeden Fehlschuß. Der Sieger aber

wird von dem ſchönſten Mädchen des Dorfes oder von ſeiner Geliebten mit einem Blumenkranz gekrönt, und unter ſchallendem Jauchzen und lautem Geſang, den Hautboiſten an der Spitze, als Schützenkönig nach Hauſe begleitet. Eben ſo wird er den folgenden Sonntag wieder von ſeinen Cameraden abgeholt, und auf die nämliche Wieſe geführt, wo ſich ſchon die Mädchen verſammelt haben. Dem Könige gebührt die Ehre des Vortanzes und nach einigen Stunden beſchließt ein Gaſtmahl, wo der getödtete Schöps gebraten auf den Tiſch geſetzt und verzehrt wird, die belebenden Freuden des Tages.

Die Flegelledi (von ledig oder frei ſeyn von den Flegeln) iſt im Auguſt, was die Sichellöſi oder das Erndtefeſt im Juni iſt. Reiche Bauern pflegen ihre ganze Erndte in 8 — 14 und mehrern Tagen nach einander durch 6 — 8 Mann abdreſchen zu laſſen. Zwei bis drei Mädchen reinigen dann durch das Wannen ſo viel Korn, als dieſe Dreſcher täglich ausdreſchen mögen. Speiſe und Trank ſind bei dieſer Arbeit ſehr gut und der Wein darf nicht geſpart werden; deſto geringer iſt aber der Lohn. Wenn nun das letzte Korn gedroſchen iſt, ſo ſtellen ſich die Männer in einen Kreis, die Mädchen mit Blumen-Kränzen in die Mitte, und ſchlagen nach einem bald ſchnellen bald langſamen Tacte mit ihren Flegeln auf den reingekehrten und meiſt mit hartem Holze ausgelegten Boden der Tenne ſo lange, bis ihnen die Mädchen ihre Kränze über die Flegel werfen und ſie auf dieſe Weiſe

gleichsam symbolisch ihrer Arbeit entbinden. Dann zieht jeder mit seiner Tänzerin zum lustigen Reigen, und ein allgemeiner Schmaus mit gutem Veltliner tilgt jeden Gedanken an die gehabte Mühe aus der Erinnerung weg.

Fast in keinem Canton der Schweiz hat der Aberglauben so tiefe Wurzeln gefaßt, als in Graubünden. Daß man beim Säen und Pflanzen, Schröpfen, Aderlassen, Baumschneiden, Pfropfen, Mähen, kurz bei allen häuslichen Geschäften und Unternehmungen die Calender-Zeichen um Rath fragt, sich pünctlich darnach richtet, auch fleißig anmerkt, ob ein Kind im Zwilling, in der Jungfrau oder im Stier geboren, ist um so weniger auffallend, als der Bündner diese Gewohnheiten mit den meisten Landleuten Deutschlands gemein hat. Allein der sogenannte Christabend ist es eigentlich, an welchem zukünftige Dinge und ihr glücklicher oder unglücklicher Erfolg auf tausenderlei Weise studirt und geweissaget werden. Besonders geben sich die Mädchen, die in ihrem 25sten Jahre noch keinen Mann bekommen haben, alle erdenkliche Mühe, zu erfahren: ob sie bald, und auf welchem Wege dieses Erdenglück erreichen werden? Sie setzen Salz- oder Krüschhäufchen (Kleien) im Dunkeln, und rufen ins Camin, sie werfen den Pantoffel rückwärts, sie ziehen Karten, sie stechen in das Psalmbuch, sie gießen Blei ins Wasser, sie schütten das Weiße eines Eies in eine Flasche reines Wasser, sie ziehen ein Scheit Holz aus der Holzbigs (Holzstoß), sie gehen auf einen Kreuz-

weg, auf einen Kirchhof sogar, und prophezeihen sich alsdann aus allen diesen Auspicien die Gestalt und Gesichtszüge, die Glücksumstände, das Handwerk, den Wohnort, kurz tausend dergleichen Dinge von ihrem künftigen Bräutigam.

Es muß ein Mädchen von dem Gefühle ihrer Häßlichkeit außerordentlich durchdrungen seyn, wenn sie sich selbst alle Hoffnung einer baldigen Erlösung abschneidet, und ihren Gespielinnen gesteht: ihre Versuche wären nicht geglückt. Diese Kindereien sieht man nicht selten von 50jährigen überreifen Töchtern mitmachen, für welche doch schon seit ungefähr dreißig Jahren die Vorbedeutungen immer die glücklichsten gewesen.

Das sicherste und beste Omen ist, wenn sie den Geliebten im Traume erblicken. Sie holen ganz im Geheimen, und ohne ein Wort zu reden, aus drei verschiedenen Häusern Salz, Mehl und Wasser. Aus diesen drei Ingredienzen backen sie Nachts um zwölf Uhr einen kleinen Kuchen, und essen ihn bei'm Schlafengehen. Dieser Kuchen ist ungemein gesalzen, ihre Einbildungskraft beschäftiget sich vor dem Einschlafen, und oft schon seit einigen Tagen mit den Jünglingen, welche sie auf dem Korne haben. Es ist also ganz natürlich, daß sie am kommenden Morgen vom Durste geplagt werden, und zu trinken verlangen. Der junge Mann, welcher ihnen dann zuerst Wasser reicht, ist nun unfehlbar der von Gott beschiedene Schatz, und man läßt alle Minen springen und alle Batterien spielen, um diese erhaltene Offenbarung zur Wirklichkeit

zu bringen. — Ist es denn wohl ein Wunder, wenn der Traum zuweilen eintrifft?

Wer den Kukuk zum ersten Male rufen hört, und ihn fragt, wie lange er noch lebe? dem wird er es durch sein verlängertes oder abgekürztes Rufen anzeigen.

Die Irrwische sind in den Thälern Graubündens, besonders im Prettigöw*) und im Domleschg-Thale weniger ein Gegenstand der Furcht, als des gerührtesten Mitleidens, weil man in ihnen die Seelen der ungetauften Kinder herumirren zu sehen glaubt. Niemand geht vorüber, ohne ihr trauriges Geschick durch ein Paar Vaterunser zu erleichtern.

Wenn einem Jäger in des Morgens Frühe ein Fuchs über den Weg läuft, oder ihm ein altes Weib oder ein Capuziner begegnet, so kehrt er plötzlich um und begiebt sich nach Hause, weil er im ersten Falle kein Thier treffen, im zweiten aber gar durch die abgeschossene Kugel irgend einen verborgenen Menschen zu tödten oder sonst ein großes Unglück anzustiften wähnt.

Wenn das Blut im Schlafe stark gegen das Herz zuströmt, und Engbrüstigkeit verursacht, so wird man von dem Tokeli (Alp) umarmt. Unter dem Tokeli denkt man sich ein kleines, über und über mit den

*) Eigentlich Rhätigöu (Rhaetigoxia, Rhaetia Vallis,) von Rhaetico Mons, eine der schönsten Landschaften Helvetiens.

feinsten grauen Haaren besetztes, aber niedlich gestaltetes Erdmännchen (Gnom), welches sich der Länge nach auf das Herz lagert, und mit Ungestüm Mann und Weib umschlungen hält, ohne zu tödten. Nach einer solchen Umarmung hofft man bald einen verborgenen Schatz zu finden, womit das Tokeli die Angst und den Schrecken zu vergüten sucht.

Doch ist der Glaube an die eigentlichen Berggeister, Erdmännchen, Gnomen und Liliputli oder Däumlinge (kleine aber wohlgestaltete Zwerge von der Größe eines Daumens, mit ehrwürdigem Antlitz, weißem Bart und weißen Haaren in meist himmelblauen Kleidchen), welche niemals sichtbar sind, als bei Hochzeiten, wo sie dem jungen Paare unter der angenehmsten Musik Geschenke von Brod, Reis und Kastanien*) bringen, und in größter Fröhlichkeit das Brautbett umgaukeln, in Bünden nicht so allgemein verbreitet, wie in Wallis, Unterwalden, und im Berner-Oberlande.

Ganz allgemein aber ist der Glaube an die Waldfänken oder Holzmütter (eine Art von Waldmenschen), welche sehr kräftig und behend, und dabei klein, dick und mit Haaren bewachsen waren, zuerst in den Schluchten der Prettigöwer- und Davoserberge sich aufgehalten, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aber an den schwarzen See im unteren Laret (an dem mit dichten Waldungen eingeschlossenen Flotela-Thal, Floegia Vallis, zurückgezogen haben sollen,

*) Als Symbol der Fruchtbarkeit.

wo sie von Wurzeln, Kräutern und Fischen lebten und bei der Annäherung eines Menschen mit wildem Gelächter in die dunkeln Fluten des Sees tauchten. Diese Gegend ist bis heutigen Tag noch verrufen, und Niemand getraut sich bei'm Mondenschein, wo sich die Waldfänken auf den nahen Felsenplatten lagern und am Schimmer des Mondes, ihrem eigentlichen Lebensgestirn, unter eintönigem leisen Gesange ergötzen, durch dieses Thal zu schreiten.

Bei Tage soll ein Getön, das wie Seufzer klingt, auf dem Grunde des Sees hörbar seyn, und Gemsjäger wollen denselben zur Mittagszeit, wenn die Sonne in ihrem Culminationspuncte steht, mit vielen Blasen aufwallen gesehen haben. Die Meinung ist, es liege darin ein großer Schatz verborgen, den diese Holzmütter zu bewachen haben, wozu höchst wahrscheinlich der silberfarbige hellschimmernde Sand (feine Glimmertheilchen, welche der gemeine Mann für Silber ansieht) Veranlassung gegeben haben mag.

Als Referent im Herbste des Jahres 1819 Graubünden bereisete, und in der Gemeine Furna in dem auf einem hohen Berge von der ganzen übrigen Welt gleichsam abgeschnittenen Gehöfte Tamusa übernachtete, wurde ihm viel vom Furner Bootzgi erzählt, einem wilden Weibchen, das auf den Alpen in Höhlen und Klüften lebe, und im Sommer selbst die nahen Sennhütten besuche, um Käse und Milch einzusammeln, nie ein Wort spreche, sehr hurtig und stark und dabei ein sehr gutmüthiges Geschöpf sei. Nur dürfe man

daſſelbige niemals beleidigen, oder ohne Gabe entlaſſen, ſonſt werde man bald ſeinen Zorn fühlen, und die Hartherzigkeit mit Ausſchlag, fallender Sucht oder andern Krankheiten büßen. Niemand wiſſe, wie alt es wäre, noch wie es in dieſe Berge gekommen; ſelbſt die älteſten Leute hätten es als Kinder ſchon in derſelben Geſtalt geſehen, und heute ſei es noch ſo munter und geſchwind, wie vor hundert Jahren. Am liebſten kehre es im Jenatzer-Bade*) ein, wo es in einem Gefäße von Baumrinde Waſſer hole, ſich dann an dem Orte, wo die ſogenannte Gießbach ſich mit der Landquart vereiniget, niederſetze und waſche, und das übrige Waſſer ſorgfältig mit ſich nehme. Man ſehe es gern bei ſich einkehren, theile ihm reichliche Gaben mit und man habe ſich jedesmal eines baldigen Glückes zu erfreuen, wenn das Bootzgi die Hütte freudig verlaſſe.

Ob der Urſprung dieſes Aberglaubens nicht vielleicht in der wunderbaren Verkrüppelung der Menſchheit aufzuſuchen, die ſich in den verſchiedenen Stufen des Cretinismus darbietet? Obgleich die Cretins in Graubünden nicht ſo häufig angetroffen werden, wie

*) Jenatz, oder Lglinatz, Ganatz im Zehngerichtenbund am linken Ufer der wilden Landquart, deſſen Heilquelle, hauptſächlich aus Eiſen, Vitriol und Alaun beſtehend, erſt im Jahre 1730 durch eine Weibsperſon entdeckt worden, welche das Waſſer zuerſt mit glücklichem Erfolge gegen Gliederſchmerzen gebrauchte. Sulzer hat daſſelbe im J. 1768 unterſucht, und den Credit des Bades gegründet.

in Chamouni und Wallis, ſo giebt es doch zu Rotels im Domleſchg und zu Käſis eine Art dieſer unglücklichen Menſchen mit rothgeränderten Augen, und einem ans Wilde und Gräßliche grenzenden Ausſehen, die in Lumpen gehüllt, das Geſicht nach der Sonne gekehrt, ohne Kopfbedeckung auf einem Steine liegen, keine andern, als rauharticulirte Töne mit völlig heiſerer Stimme hervorbringen, die gewöhnlichſten Bedürfniſſe des phyſiſchen Lebens nicht anders als auf Mahnung und mit Hülfe anderer Menſchen verrichten, und oft ſich kaum rühren können. Viele Reiſende hielten dieſe Unglücklichen wegen ihrer von Zeit zu Zeit eintretenden Empfindlichkeit gegen das Licht für Albino's, welche Erſcheinung vielleicht weniger durch jene angeborne Empfindlichkeit der Sehnerven, als vielmehr durch eine rheumatiſche Schärfe zu erklären ſeyn dürfte, welche ſich bei ihrer verwahrloſeten Lebensart auf die Augen geworfen hat.

Es findet ſich überhaupt an ihnen keine abweichende Röthe der Pupillen, keine wollartige Blondheit der Wimpern, Augenbraunen und der Haare (die gewöhnlichen Kennzeichen der Albino's) — noch weniger die milchweiße zarte Haut des Geſichtes, die hier ins gelbbraune und lederartige fällt.

Lehmann in ſeiner Republik Graubünden Th. II. p. 12. ſagt in Beziehung auf jene Waldfänken: „Wenigſtens verſichern mehrere Privatnachrichten und ſelbſt einige glaubwürdige Hiſtorici, daß zur Zeit der Reformation eine Art wilder Menſchen, die ſich in Höhlen und Klüften aufhielten, in den Alpen um den Bernina-

gletſcher herum geſehen worden ſeien. Ich gebe dieſe Nachricht für keinen Glaubensartikel, und ohne die Gewißheit des Daſeyns dieſer Waldmenſchen zu behaupten, iſt doch ihr Daſeyn möglich. Vielleicht ſind ſie der nordiſche Drang-Outang oder Buſchmenſch. Hieronymus in dem Leben des Einſiedlers Paulus, und Athanaſius in dem Leben des Einſiedlers Antonius verſichern, ſo wie Plinius und Plutarch, daß es zu ihrer Zeit dergleichen gegeben habe. Was damals möglich war, iſt es jetzt noch?“

So urtheilt ein achtbarer deutſcher Gelehrter im neunten Zehend des vorigen Jahrhunderts. — Um wie weniger iſt es zu verwundern, daß dieſer Aberglauben bis auf heutigen Tag ſich in Bündens Thälern fortgepflanzt habe vom Vater auf den Sohn, von Enkel zu Enkel. Die in dem gaſtfreundlichen Lande lebenden Italiener, Tyroler und Montafuner, welches nicht ſelten der Auswurf der Nation iſt, die ſich um irgend eines Verbrechens willen haben flüchten müſſen, ſtehen in großem Anſehen als Heilkünſtler und Hexenmeiſter. Sie verfertigen Salben aus dem Oele von Todtengebeinen, welche ſie auf friſchaufgeworfenen Gräbern und in Knochenhäuſern einſammeln, bereiten Arzneien aus Kräutern, auf Kreuzwegen, beim Vollmond und zur Frohnfaſtenzeit gepflückt, und curiren aus einem Topfe alle Krankheiten, Menſchen und Vieh zugleich. Dieſe Leute werden meiſtens gut bewirthet, und nie ohne ein anſehnliches Geſchenk entlaſſen; denn man glaubt ſteif und veſt, ſie beſitzen das Geheimniß, geſtohlene oder verlorne Sachen wieder herbeizuſchaffen,

aus den Linien der Hand und aus Karten wahrzusagen, im Spiegel abwesende Personen zu sehen, Schätze zu graben, Geister zu bannen, sich schuß- und kugelvest zu machen u. dgl. m.

Die meisten Viehkrankheiten werden auf Rechnung der Zauberei geschrieben. Ein Ochs, der durch Zufall ein Bein gebrochen hat, oder von einer Lawine erschlagen wird, darf nicht gegessen werden, weil der Genuß eines solchen bezauberten Thieres mit dem böſen Weſen, wie hier die epileptischen Anfälle genannt werden, begleitet ist. Erkrankt eine Kuh vor oder nach der Geburt aus den natürlichsten Umständen von der Welt, so heißt es jedesmal: „Das Häuptli Weh „isch in ä böſä Wind cho!“ Das Stück Vieh ist von einer bösen d. h. bezauberten oder behexten Luft angewehet worden. Das Zerstören der Rothschwänzchen-Nester unter den Hausdächern verursacht, daß die Kühe von jenem gottlosen Zeitpunkte an rothe Milch geben. Wer einer Schwalbe etwas zu Leide thut, bekömmt eine kranke Hand. Eidechsen hingegen den Schwanz abzuschlagen wird für ein großes Verdienst angesehen, und man trifft nicht selten recht fromme Bauerweiber an, welche beim Anblick einer Eidechse dem Kinde einen Stock darreichen und im gläubigen Wahne dem zögernden Kinde zurufen: „Geh, eile und „schlage jenem Thierli den Schwanz ab!“ — weil einer uralten Tradition zufolge ein solches Thierchen der Mutter unseres Erlösers auf der Rückreise aus Aegypten begegnete, und als sie eben dem Jeſus-

chindli Brei kochte, mit dem Schweife das Gefäß verunreinigt haben soll.*)

Unter einem Zaune wegkriechen verhindert bei Kindern das Wachsthum. An einem Freitage darf man kein Haar und keine Nägel abschneiden. Im Scorpion darf man nicht mähen, nicht pfropfen, nicht oculiren, kein Obst abnehmen; sonst wird das Heu bitter und dem Viehe schädlich, die Bäume tragen nicht, und die Pfropfreiser wachsen krumm wie die Schwänze der Scorpione. Im Vollmond muß man säen, im Abnehmenden castriren, im Fisch entwöhnen, im Zwilling sich paaren, im Schützen aderlassen, und wenn man den Hühnern Eier zum Brüten unterlegt, so muß die Zahl ja ungerade seyn.

Außer dem Scheibenschießen mit Armbrust oder Büchse, worin die Bündner nebst den sogenannten Seebuben (Anwohner des Zürchersees) und Unterwaldner unter allen Schweizern die geübtesten sind, hat der gemeine Mann seine eigenen Lieblingsspiele: als das Botschen, Allamura, Allamuetta, das Maßzaschlagen, und die auch anderwärts bekannten Spiele, als Kegeln, Stöckeln, Trischak, Mutzen, Mariage, Hundert und Eins; wovon es uns vergönnt seyn mag, die ersteren etwas näher zu beschreiben.

Das Botschen, ilg giocco delle Pallateole, wird jenseits der Berge im Veltlin (Val-Tellina)

*) Diesen an's Religiöse grenzenden Aberglauben findet man auch in der westlichen Schweiz in der Gegend von Solothurn und Luzern verbreitet.

eben so häufig als in Bünden selbst gespielt. Zwei, vier, sechs und mehrere Personen werfen jede eine hölzerne Kugel von ungefähr 4 — 6 Zoll im Durchschnitt nach einer andern Kugel, die von den andern an Größe verschieden ist. Das Spiel theilt sich in zwei Parteien, und diejenige zählt einen oder mehrere Puncte, welche die meisten Kugeln dem gegebenen Ziele am nächsten wirft. Wer zuerst eine gewisse Anzahl Puncte erreicht, hat das Spiel gewonnen. Nach jedem Wurfe wird das Ziel verändert. Die ganze Kunst des Spiels beruht im Augenmaß und in der Kraft des Armes. Sieht Einer der Mitspielenden, daß er dem Spiele nicht mehr näher kommen kann, als ein Anderer es schon ist, so sucht er mit seiner Kugel entweder das Ziel mitten unter den andern Kugeln herauszuheben, oder mittelst derselben die Kugel des Gegners hinwegzusprengen.

Das Ballonspiel, ilg giocco del Ballun grosso, wurde früher häufiger als jetzt und besonders an schönen Sommerabenden gespielt. Mehrere junge Männer stellen sich in einen Kreis, doch so, daß Einer von dem Andern wenigstens 10 — 12 Schritte entfernt ist. Dann beginnt einer den Ballon (eine mit Luft ausgefüllte und mit Leder überzogene Schweinsblase) mit der Faust in die Höhe zu schlagen. Ein Anderer sucht denselben bei dem bogenförmigen Herabsinken mit der Faust aufzufangen, und ihn seinem Nachbar zuzuschleudern. Wer ihn am höchsten in die Luft zu schlagen vermag, und ihn jedesmal geschickt mit geballter Faust aufzufangen und wieder fort zu schleudern

vermag, ohne daß er den Boden verliert, wird als der beste Spieler angesehen.

Ilg giocco della Mura wird meistens bei vollem Glase mit den Fingern einer Hand gespielt, wobei es darauf ankömmt zu errathen, wie viele Finger der Gegner aufrichten werde.

Das Allamuettaspiel, ilg giocco della Muetta, hat mit diesem vieles gemein. Der Eine der Spieler wählt gerade, der andere ungerade. Dann streckt jeder so viel Finger einer Hand aus, als er will: bilden sie eine gerade Zahl, so zählt der Erste, wo nicht, der Andere einen Punct. Wer zuerst eine gewisse Anzahl derselben vollzählig hat, dem fällt der Gewinnst der Partie zu.

Zum Matzenschlagen, einem anderwärts unter dem Namen Maille bekannten Spiele, werden zwei, vier, bis sechs Kugeln, die 3 Zoll im Durchschnitt haben, und eine Matza, das ist, eine anderthalb Fuß lange, an einem 4 Fuß langen elastischen Stecken befestigte Keule erfordert. Die Spielenden theilen sich durchs Loos in zwei Parteien, die aus 4—10 und mehreren Personen bestehen können. Jede Partei hat ihre eigenen gefärbten Kugeln. Die Spieler schlagen im Dorfe, auf der Straße, oder von einem Dorfe zum andern, oder auf ebenen Wiesen wechselsweise ihre Kugeln. Diejenige Partei, welche mit gleicher Anzahl Schläge ein gestecktes Ziel erreicht, gewinnt den Einsatz. Kleine, aber für das Spiel nicht unbedeutende Regeln lassen sich eher beobachten, als beschreiben. Kraft in

den Armen, Abmeſſung und gehörige Anwendung derſelben, ein gutes Augenmaß, ein gerader und ſicherer Streich ſind Haupterforderniſſe eines guten Spielers. Es giebt Jünglinge, welche eine 3 Zoll im Durchſchnitt haltende Kugel aus Buchbaum 400 Schritte weit in einem ſchönen Bogen ſchlagen können.

IX.

Ungedruckte Briefe von Winckelmann.

Der ehemalige Commercienrath und Hofbuchhändler Walther in Dresden, von welchem in dieſen Ueberlieferungen (B. I. S. 85.) bereits die Rede geweſen iſt, nimmt in Winckelmann's Lebensgeſchichte als rechtlicher Verleger und treuer Freund eine rühmliche Stelle ein. Wenn man ſich der damals, als Winckelmann ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn begann, noch nicht eben ſehr verbreiteten Neigung für Werke höherer und abſtracterer Kunſtbetrachtung erinnert, und wenn man die Jahre des ſchweren Jammers, welchen zu ebendenſelben Zeit der ſiebenjährige Krieg über Sachſen brachte, in Anſchlag bringt, ſo kann der wiſſenſchaftlich-edle Muth, mit welchem Walther dieſe zum Theil koſtſpieligen Unternehmungen wagte, keiner blos gewinnſüchtigen Berechnung beigemeſſen werden. Auch haben ſich wirklich die Originalausgaben jener Werke ſehr langſam verkauft, und zum Theil länger denn ein halbes Jahrhundert in den Magazinen der Handlung gelagert.

Deſſen unerachtet ermüdete Walther nie, den Beſtrebungen und Plänen ſeines Freundes ununterbrochen die Hand zu bieten, und erfüllte ſeine Verbindlichkeiten gegen ihn mit einer Rechtlichkeit und Zartheit, welche den bisweilen ziemlich leidenſchaftlichen Winckelmann immer eng mit ihm verbunden hielt und von der geldſtolzen Indiſcretion mancher Handlung unſerer Tage ſich rühmlich unterſcheidet. Aber daß er ihm auch als wohlwollender und rathender Freund, wenigſtens während ſeines Aufenthalts in Sachſen, näher geſtanden habe, geht aus dem erſten der nachfolgenden Briefe hervor.

Daßdorf hat ihn in ſeiner Auswahl der an Walther gerichteten Briefe (B. II. ſeiner Sammlung, S. 295—332.) mit Unrecht übergangen, da es zur Aufklärung der verhängnißvollſten Periode Winckelmann's wichtig iſt, alle Zeugniſſe und Documente über ihn aus jener Zeit ſorgfältigſt zu ſammeln. Es war, Unkundige mögen ſagen was ſie wollen, für Dresden eine ſchöne Zeit. Der Saamen, welchen unſer großer Friedrich Auguſt I. durch die Erweiterung oder Begründung der hieſigen Muſeen geſäet hatte, begann aufzugehen. Eine milde und für geiſtiges Streben empfängliche Regierung pflegte ihn, und ein Leben für Kunſt und Wiſſenſchaft, wie es damals keine andere deutſche Reſidenz aufzuweiſen hatte, erblühte, unabhängig von Univerſitätsweisheit, in Dresden. Heyne empfing hier zuerſt die höhere Weihe, welche ſeine bisweilen etwas krankhafte Empfindlichkeit ihm ſpäter einzugeſtehen nicht geſtattete, deren Nachklang aber durch ſein ganzes hochverdienſtliches Wirken wiedertönte. Zum Blicke, der

in Nöthenitz nur durch Buch, in Dresden durch den Umgang mit den „Erweckten“ vorbereitet worden war, gelangte Winckelmann erst in Italien. Und doch wünschte und sehnte sich der Letztere, selbst im Heiligthume der alten Welt, immer und bis ans Ende in die Mauern der deutschen Kunststadt zurück, welcher er selbst ein von unvergänglichem Ruhme erfülltes Vaterland nachsetzte. Seine Briefe liegen vor uns. Sie bestätigen, was ohne äußern Beweis Befangenheit des jetzigen Herausgebers scheinen könnte, dem Dresden nicht minder, obgleich in ganz anderer Beziehung, zur zweiten Vaterstadt wurde.

Es sind über 70 Briefe, welche Winckelmann an die Waltherſche Buchhandlung schrieb. Sie sind in dem für seinen einstigen Biographen unentbehrlichen Werke des Herrn de Rosetti*) zum Theil, doch weder genau noch vollständig genug, specificirt. Von ihnen sind nur eilf in der Daßdorfischen Sammlung, und Einer in des eben genannten Gelehrten „letzter Lebens-

*) Il sepolcro di Winckelmann in Trieste. Venezia, dalla tipografia di Alvisopoli, 1823, gr. 4. (mit 8 lithogr. Abbildungen u. 1 Facsimile) S. 165 f. Die durch S. 13—15. veranlaßten Bedenklichkeiten Anderer halten uns nicht ab, dieses vortreffliche und nur durch eine nicht allgemein ansprechende Anordnung im täglichen Gebrauche schwierige Werk Jedem zu empfehlen, der für W. sich näher interessirt. Noch hat kein Deutscher für unsern herrlichen Landsmann das geleistet, was hier ein edelsinniger Ausländer durch Wort und Werk für ihn that, wenn wir den schönen Torso von Meyer und Göthe, und Morgenstern's herrlichen Nachruf ausnehmen.

woche W's" bekannt gemacht worden. Indem wir hier die acht und zwanzig Briefe, welche wir der gütigen Mittheilung des Herrn Senator Walther verdanken, theils ganz, theils in Auszügen liefern, erinnern wir nur, daß das, was hier weggelaſſen worden, blos ganz unintereſſante Geſchäftsſachen betrifft, und daß wir ſelbſt dieſe nicht zu übergehen zu dürfen glaubten, wenn ſich in ihrer Behandlung Winckelmann's Individualität näher zu erkennen giebt. Vielleicht trifft uns ſogar ein der Sammlung unſers nur zu bedenklichen Amtsvorfahren entgegengeſetzter Tadel, indem wir Beſtimmungen über Honorar und Anzahl der Auflage nicht ausſchloſſen. Indeſſen hoffen wir, daß bei einem Schriftſteller, wie Winckelmann, auch die bloße bibliographiſche Curioſität ihr Recht habe, und daß, wenn einſt auch den Deutſchen ihr Nichols oder Israeli nicht fehlen ſollte, auch ſolche Notizen ihr Intereſſe haben werden. Uebrigens ſchien es uns wegen einer künftigen, von der rechtmäßigen Verlagshandlung zu veranſtaltenden *)

*) Der gute Wille, der ſich bei der übereilten neueſten Berliner Sammlung kund gethan hat, iſt leider nicht durch eine ihm entſprechende Kenntniß erzeugt worden. Die vollſtändige Sammlung, welche ſich die Dresdner Handlung vorbehält, wird nicht nur in den Mittheilungen des Herrn Hofr. Meyer, ſondern auch in dem eignen Apparate und in der thätigen Mitwirkung anderer mit den damaligen Localitäten bekannten Gelehrten die Rechtfertigung für eine Unternehmung dieſer Art begründen. Sie wird, ohne Subſcriptionsanzeigen, würdiger und geſichteter erſcheinen, als es andere verſtohlene Sammlungen in broderwerblicher Eile vermögen.

Sammlung der sämmtlichen Briefe Winckelmann's nothwendig, auch von denjenigen Briefen, von welchen wir nichts der öffentlichen Bekanntmachung werth hielten, wenigstens das Datum genau anzugeben.

I.

Dresden, den 23. Januar 1752.

Theuerster Freund,

Ich habe Sie zu meinem größten Mißvergnügen vor Ihrer Abreise nicht umarmen können. Der junge Graf gab uns eine Visite, und der Herr Statthalter*) kam auch die Mittwoche nach Ihrer Abreise in Nöthenitz an, und wird als Morgen über acht Tage nach Dahlen aufbrechen. Seine erste Frage war: Ob ich bliebe oder nicht? Was sollte ich antworten? Theuerster Freund! Das Gehalt von dem Herrn Cardinal ist zu gering. Auf einen Zuschuß aus Dresden kann man keine beständige Rechnung machen. Wie sind sterblich, wir armen Menschen. Der Herr Pater hätte es verdient, daß ich ihm die Füsse küssete: ich wünschte, daß ich ihm recht in ecstasi sagen könnte, wie hoch ich ihn schätze: höher als irgend eine Person.

Er gab mir gute Hoffnung auf meinen neuen Vorschlag, mich den jüngern Prinzen zum Instructeur zu setzen; aber Gewißheit kann ich nicht erlangen. Redlichster Freund! ich suche keine Herrlichkeit, keine Wollust des Lebens; aber ich muß besorgen, man möchte recht von mir profitiren wollen und mich in eine eben

*) Graf von Bünau.

so schreibermäßige strenge Arbeit (auch den schreibermäßigen Gehalt) versenken, als hier geschiehet. Ich bin pénible und eifrig bey aller meiner Arbeit, und ich würde, wenn ich keinen andern Weg hätte zu gefallen, mich selbst über mein Vermögen anstrengen, und also meinen Endzweck, von dem Umgang mit Menschen zu profitiren und mein Leben unschuldig zu genießen, nicht erreichen. Gefiel es mir nicht, von allen Mitteln entblößt, könnte ich nicht zurückgehen. Hier finde ich kein Brod, und also muß ich eine bessere Gelegenheit erwarten. Bey Hofe wird so mancher Müssiggänger ernährt, und ein Mensch, den man gebrauchen kann, kann nicht erhalten, nur auf ein Jahr nach Rom zu gehen.

Der Herr Baron von Bülow, welcher diesen Brief besorgen wollen, sieht sich genöthiget, da der Herr Graf von Sternberg, den er sprechen muß, auf seine Güter gegangen, demselben zu folgen. Ich habe ihm gesagt, wie stark unsre Freundschaft ist, und ihn versichert, daß Sie ihm mit guten Rath dienen würden.

Wäre der Graf nicht hier, hätte ich Sie unvermuthet bei dieser Gelegenheit in Ihrer Handlung überfallen wollen. Der Höchste verleihe Ihnen Gesundheit und gebe Ihnen frohen Muth. Ich bleibe nun einmal für allemal bei meinem Vorsatz, weil ich doch niemanden von dem Gegentheil würde überzeugen können. Der Graf selbst glaubt halb und halb, daß ich schon Profeß gemachet. Ich bleibe auch in diesem

Punct im Herzen mit Ihnen verbunden, wie ich Lebenslang seyn werde

Theuerster Freund

Dero

eigener

Winckelmann.

II.

Rom den 14. Febr. 1756.

Hochedelgeborner,

Hochzuverehrender Herr Commercienrath,

Ich habe ein großes Verlangen Nachricht von Ew. Hochedelgeb. Wohlseyn und zugleich Nachricht von dem Schicksal meiner geringen Arbeit zu erfahren. Meine erste Schrift ist in Paris übersetzt und im journal étranger vollständig eingerückt worden, wie Herr Will, graveur du Roi, einem seiner Freunde in Rom berichtet, und sich zugleich nach meinen Umständen erkundigen lassen. Herr Mengs, mein Freund, wird hier eine italienische Uebersetzung veranlassen. Ich habe zu einem großen Werk von dem Geschmack der griechischen Künstler hier eine Anlage gemacht und sammle itzo dazu; da aber ein paar Jahre zur Ausführung dieses Werkes gehören, so werde ich einen Theil aus demselben als einen Vorläufer zuerst entwerfen, und ich habe wirklich den Anfang gemacht, um dieses zu endigen, ehe ich nach Neapel gehen kann. Ich gebrauche zu dem größeren Werk Fr. Junii de pictura veterum L. III., die letzte Edition in Fol. Sie ist in den hiesigen Bibliotheken; aber ich muß dergleichen

Sammlung eigenthümlich haben. Man findet es hier schwerer als in Deutschland. Sollten E. Hochedelg. Gelegenheit haben, dasselbige zu erstehen, würde ich es mit Freuden für mich behalten. Es sei der Preis, wie er wolle. Ich lasse es entweder baar bezahlen, oder, wenn ich Glauben finde, rechnet man es auf das negotium der nächsten Schrift. E. Hochedelg. würden die Gewogenheit haben, und es bei Gelegenheit mit nach Rom zu übermachen. Ich bin mit aller Hochachtung E. Hochedelg.

gehorsamster Diener
Winckelmann.

Meine gehorsamste Empfehlung an Dero ganzes verehrtes Haus, an Dero Hrn. Bruder und an meinen theuern Herrn Nerger, der an seine Freundin auf der Schloßgasse zugleich mein Compliment machen wird. Herrn Francken bitte bei Gelegenheit meine Empfehlung zu machen. Des Herrn von Hagedorn Schrift ist hier bekannt und sehr wohl aufgenommen.

III.

Rom d. 7. Juli 1758.

Ich habe durch Mr. Annibali drei Exemplare meiner Schriften erhalten; ich weiß aber nicht durch wen. Ist es denn nicht möglich, in Leipzig eine kleine Schrift ohne grobe Fehler zu drucken? Zu was vor einer Art von Bestien soll man einen Corrector zählen, der p. 48 anstatt Transfiguration, Kransfig. lieset? Auf der 76. Seite habe ich den Namen des Arztes in Eil ausgelassen, aber p. 78. ist er genannt, nehmlich Erasistratus: er hat die Lücke gelassen, wie er sie

gefunden hat. Ich bin die Schrift nur durchgelaufen: wer weiß wie es mit den Allegatis ergangen ist! Ich habe nicht die geringste Nachricht von der Aufnahme der beiden letzten Schriften: ich sehe es aber vor ein gutes Zeichen an, daß Dieselben meine künftige Arbeit übernehmen wollen. Meine erste Schrift in Rom hat ihre erste Form erhalten; allein ich kann weder diese, noch diejenige, zu welcher ich Entwürfe gemacht habe, endigen, bevor ich nicht Neapel und Florenz gesehen. Ich will mich auch nicht übereilen, wie geschehen, um mich vor alle Einwürfe in Sicherheit zu stellen. Denn nunmehro nun ich Rom gesehen, habe ich keine Vergebung über einen Fehler zu hoffen: und werde hingegen auch keinem Scribenten, der eben das Glück gehabt und sich vergangen, einen Fehler unangemerkt übergehen. Dem Herrn von Hagedorn habe ich eine kleine Idee der ersten Schrift gegeben.

IV.

Rom d. 8. Jan. 1763.

Erinnern Sie Sich meiner zu Anfang der Fasten, auch nicht ohne Ihren Vortheil, vorgenommenen Reise nach Neapel. Eilen Sie mit dem Drucke der Geschichte.

V.

Rom d. 15. Jan. 1763.

Ihr letztes Schreiben hat mir soviel Empfindung verursachet, daß ich mir fast ein Gewissen machen muß, Geld und Vorschuß von Ihnen anzunehmen, und ich

betheure, daß es mir mehr als einmal eingefallen ist, die Anweisung auf Dreißig Zechini, deren Empfang ich hiermit bescheinige, zurückzusenden. Der Jammer war mir bekannt nach allen mir berichteten Grausamkeiten; aber Ihre kurze Anzeige hat mir denselben wie vor Augen gestellt, und mich in die äusserste Betrübniß versenkt, so daß ich unfähig bin, an Arbeit zu denken. Es ist mir leid, ja herzlich leid, das Geringste verlanget zu haben; aber ich werde mich bemühen, mich Ihrer Willfährigkeit in Umständen, wo dieselbe kann bei Seite gesetzet werden, nach allem Vermögen gemäß zu bezeigen. Ich schäme mich, daß ich Gelegenheit dazu gegeben habe. Unterdessen, da das Sendschreiben, wie ich aus Zürich erfahre, allenthalben vielen Beifall gefunden, so soll die zweite wenigstens um die Hälfte vermehrte Ausgabe nach meiner Rückkunft von Neapel, wenn Sie es verlangen, zu Ihrem Befehl stehen. Ich habe zugleich Hand an ein paar andere Schriften geleget. Die eine wird handeln von der Kenntniß des Schönen in der Kunst, die andere ist eine Abhandlung der Allegorie für Künstler; daß also, wenn die Ruthe des Allmächtigen sich von uns wenden möchte, so lange wir beide leben, eine Presse zu versehen seyn wird. Mit der Geschichte der Kunst halten Sie es nach eignem Gutbefinden; ich habe Ihnen mein ganzes Recht auf dieselbe übergeben, und denke nicht an dieselbe, bis auf das Register, welches ein verdrießlicher Punct sowohl für Sie, als für mich seyn wird. Allein ich will den

herben Biſſen gern hinunter würgen; denn es iſt kein ander Mittel; ich muß es ſelbſt ausarbeiten.

Um die Hälfte der Faſten gedenke ich nach Neapel zu gehen, und mich wenigſtens einen ganzen Monat daſelbſt aufzuhalten. Ich werde daſelbſt das Sendſchreiben ganz umarbeiten; denn dergleichen muß man an dem Orte ſelbſt machen, um ſich die Zweifel, welche in Entfernung entſtehen, durch wiederholte Betrachtung zu benehmen. Aus dem Sendſchreiben wird alſo eine Abhandlung werden, und ich habe bereits ſehr viel dazu geſammelt. Denn ob ich gleich vorgegeben, daß ich auf der Reiſe mit dem Herrn Grafen Brühl dieſen Entſchluß gefaſſet, ſo gingen meine damaligen Unterſuchungen nur blos auf Vermehrung meiner Gedanken über die Baukunſt, und ich unterſtand mich nicht, von dieſen Entdeckungen zu ſchreiben, weil ich verſichert bin, daß mir der Zutritt würde ſchwer gemacht werden, wenn man vor meiner Reiſe Nachricht von dem Sendſchreiben erhielte, ſo wie dem P. Paciaudi, Bibliotecario ed Antiquario dell' Infante a Parma der Zutritt unterſaget wurde, weil er ſich die Freiheit genommen, ein einziges Stück in dem Herculan. Muſeo in ſeiner Monumentis Peloponnesiacis zu erklären.

Geben Sie Sich ferner keine Mühe wegen der Nachricht von Halberſtadt; ſie betrifft einen Menſchen, der dieſes vielleicht nicht verdient. — Der Höchſte endige unſre Noth, und laſſe mich von nun angenehmere Nachrichten von unſerem Vaterlande und beſonders von Ihnen hören. — Ich habe vergeſſen, Ihnen

zu ſagen, daß ich eine Anlage zu einem Bande eigener Sendſchreiben über die Kunſt und Gelehrſamkeit unter dem Titel: Römiſche Briefe, gemacht habe.

VI.

Rom d. 20. Febr. 1763.

Die Leipziger Zeitungen ſind hier gar nicht bekannt*); ich habe überhaupt nichts Neues aus Deutſchland geſehen, als was ich aus der Schweiz ſeit zwei Jahren erhalten habe. Es wäre mir daher ſehr lieb, das angezeigte Blatt zu haben. Machen E. H. dem Herrn Hofrath Bel meine gehorſamſte Empfehlung, und an unſern theuern Francke meinen herzlichen Gruß.

VII.

Rom d. 5. März 1763.

Ich war veſt entſchloſſen, wie ich im vorigen Schreiben meldete, als heute nach Neapel abzugehen: ich wurde aber von drei engliſchen Herren, dem Duke of Gordon, dem Lord Hope und dem Chev. Stanphenson erſucht, jeden insbeſonders in Rom zu führen, und ihnen die Alterthümer nebſt den Werken der Kunſt zu erklären, welches ich theils meines Nutzens wegen, theils weil es der Befehl Sr. Eminenz war, nicht ausſchlagen konnte. Ich werde auch nach Oſtern zween andern Lords eben hierinn dienen müſſen, ſo daß

*) Eine Verſicherung, deren Wahrheit ſich nach mehr als ſechzig Jahren noch bewährt.

ich vor der Mitte des Aprills nicht abgehen kann. Dieſes melde ich in Eil zu Dero Nachricht, wenn etwas zu berichten vorfiele. In Paris ſind mehr als 300 Engländer, welche alle nach Rom kommen.

VIII.

Rom d. 18. März 1763.

Ich meldete in meinem vorigen Schreiben vor vierzehn Tagen, daß mich eine Beſchäftigung mit zwei engliſchen Herren zurückgehalten, meine Reiſe nach Neapel zu thun. Ihro melde, daß ich unmittelbar nach den Oſterfeiertagen dahin gehen werde, weil ich gemeldeten Herren den Handel aufgekündiget, ſo wie ich einem andern engliſchen Lord Baltimore kurz vorher machte, weil Leute von dieſem Schlage das Schöne nicht empfinden können, auch nicht wollen. Ich habe daher ein Gelübde gemacht, niemanden weiter um Geld zu dienen, und nur denen, die mir gefallen und es verdienen, unter welchen ein liebenswürdiger junger Liefländer, der Baron von Berg, iſt, welcher auf ſeiner Rückreiſe von Paris Ihnen in Dresden ſeinen Beſuch machen wird. Es iſt diejenige Perſon, an welche ich ein Sendſchreiben von der Fähigkeit, das Schöne in der Kunſt zu empfinden, gerichtet habe, und es vielleicht bald zum Drucke einſenden werde.

IX.

Rom d. 9. April 1763.

Ich melde Ihnen, daß ich an die Stelle des bekannten Abate Venuti nach deſſen Abſterben zum

Oberaufseher der Alterthümer in und um Rom und aller Kunstwerke, oder zum Antiquarius der Apostolischen Kammer ernennet und vereidet und verpflichtet bin. Diese Stelle ist außer einem hinlänglichen Gehalte ansehnlich und von großem Gewicht. Ich kann also nunmehr mein Gezelt in diesem Lande der Menschenliebe aufschlagen, als der erste Deutsche, welcher hier das Haupt in der Antiquität erhoben hat. Ich glaube, es liege dem Publico an dieser Nachricht, welche daher dem Herrn Hofrath Bel nebst meiner Empfehlung könnte mitgetheilet werden, zur Anzeige in den Leipziger gelehrten Zeitungen. Ich ersuche Sie zugleich, Herrn Francken, meinem alten Freunde, hiervon Nachricht zu geben, weil ich selbst itzo nicht Zeit habe, es zu thun.

Dieses Schreiben wird Sie in Leipzig treffen, wie ich vermuthe: ich bitte Sie also, dem Herrn Prof. Gellert meinen herzlichen Gruß zu machen, ingleichen dem Herrn Prof. Böhme und dem Herrn Baron von Hohenthal, welche ich von hier aus kenne. Sagen Sie diesen, daß Stosch in Constantinopel ist, bei dem englischen Abgesandten Granville, wo er sich über nichts beschweret, als daß man keine . . haben kann.

X.

Rom den 11. Juni 1763.

Ein Prälat in Rom*), der das Haupt der Gelehrsamkeit hier ist, und vor ein paar Jahren S. Chrysostomum de sacerdotio den griechischen Text mit

*) Giacomelli.

einer italienischen Uebersetzung und mit kritischen Noten auf seine Kosten sehr sauber in 4. drucken lassen, sucht eine Anzahl Exemplare dieses wohl aufgenommenen Werkes, wie andere Arbeiten desselben, zu verthun, und begnügt sich Bücher dagegen anzunehmen. Ist dieser Vorschlag vortheilhaft für Sie, so bitte ich mir über denselben ein paar Worte aus.

XL

Rom d. 12. Aug. 1763.

Ich ersuche Sie um eine Gefälligkeit, die nichts kostet, und diese ist, den Herrn P. Rauch, S. Maj. Beichtvater, zu erforschen, was die Ursache sei, warum er, wo ich nicht irre, seit einem Jahre, auf keinen einzigen Brief geantwortet. Ich glaube nicht, daß es demselben mißfällig sei, daß ich hier mein Brod gesuchet, und auf eine Art, die dem Hofe wahrscheinlich keine Schande macht. Die Zeit erlaubte nicht, dessen Genehmhaltung hierüber einzuholen, und überdem habe ich im Geringsten meine mir zugedachte Stelle bei S. Hoheit nicht aufgegeben, sondern ich behalte mir dieselbe bevor, sonderlich da ich vier Jahre Zeit habe, daran zu denken, welches die Zeit ist, nach welcher man an Besetzung derselben denken kann. S. Hochwürden ist völlig unterrichtet, aus wessen Munde ich dieses habe, und ob ich gleich die Nebenabsicht dieser Andeutung einsehe, welche sich in einem neulichen Schreiben noch mehr offenbaret hat, so bin ich berechtigt, mich an dieselbe zu halten, bis S. H. selbst meine Erklärung fordert; denn niemand anders gebe ich dieselbe. Ich

bin in einer Verfassung, daß ich eben so leicht sagen kann zu kommen oder nicht.

Itzo kommt der geheime Artikel. Der Herr P. Rauch hat fortgefahren*), ungeachtet ich mich von Florenz aus, in Hoffnung der Belohnung einer schweren Arbeit, um welche ich schändlich betrogen bin, des gütigen Beistandes freiwillig begeben, mit der Erklärung, daß auch ich Theil an der Noth unsers Vaterlandes (denn ich erkenne kein andres) nehmen wolle: so hat dennoch die großmüthige väterliche Hand desselben fortgefahren, mir beizustehen, so daß ich anstatt 200 Thlr. jährlich, welche ich anfänglich genoß, 100 Thlr. behalten habe, wofür ich demselben die Hände küsse, und ich glaube es sei besser angewandt, als 100 Ducaten, die man verschiedenemale aus Warschau einem Erzböswicht v. S., welcher in Holland dem Galgen entgangen ist, geschicket hat. Dieses Geschenk ist durch des Herrn P. Rauch Hände gegangen. Dieser Schelm lebt in Rom.

Ich vermuthe, daß dieses Gnadengehalt des Hrn. P. Rauch, welches derselbe nicht weiter fortzusetzen gewillet ist, die Ursache dieses gänzlichen Stillschweigens seyn können; denn ob es gleich ohne alle Grund seyn kann, so finde ich gleichwohl keinen wahrscheinlichern Argwohn. Ich erkenne, daß es billig sei, in dem Genusse dieser Gnade andern, die es nöthiger haben, Platz zu machen; ich kann aber nicht leugnen, daß ich auf

*) Die folgenden Anecdoten finden sich wörtlich im Original.

100 Thlr., die dieſes Jahr wären zu erlangen geweſen, in Beſtreitung der großen Koſten meines Werks Rechnung gemacht habe. Dem ſei aber wie ihm wolle: ich bin zufrieden, es ſei ja oder nein; ich habe die bisher genoßne Gnade mit nichts in der Welt verdient. In Erforſchung der Urſachen des Stillſchweigens wird auch mein Verdacht gehoben werden können, und ich werde vielleicht erfahren, ob ich den gewöhnlichen Beitrag auf dieſes Jahr zu hoffen habe, wenn Sie ihm zu verſtehen geben, daß ich von Ihnen Geld verlanget zu Fortſetzung meines Werks, welches, da es aus 200 Kupfern beſtehet, große Koſten erfordert. Vielleicht läßt ſich derſelbe alsdann merken, was ich zu wiſſen wünſche. Dieſes aber iſt kein Vorgeben, ſondern ich ſehe mich genöthigt, Sie zu bitten, doch nach Ihrer Gelegenheit, wenigſtens nach der Meſſe mir mit etwas beizuſtehen. Ich habe die Rechnung nicht ohne Wirth gemacht; aber das Werk iſt über die erſte Anlage unmerklich angewachſen, und ich werde, wenn es wirklich unter der Preſſe iſt, hier Geld aufzunehmen ſuchen.

Ich bitte alſo, dem Herrn P. Rauch nur merken zu laſſen 1) daß mich ſein langes Stillſchweigen befremdet, und 2) daß ich Sie um Geld erſucht habe: weiter aber, um der Freundſchaft willen, die Sie zu mir tragen, kein Wort von dem, was ich geſchrieben habe, weder itzo noch künftig.

Ich ſchreibe heute irre und ungereimt, weil ich mit einem harten Schwindel befallen bin, welchem ich ſeit einiger Zeit ſehr unterworfen bin.

XII.

Rom d. 20. Aug. 1763.

Aus Herrn Franckens letztem Schreiben ersehe ich, daß derselbe mein Schreiben, worinn ich mich wegen des übernommenen Registers bedanket, nicht erhalten habe. Dieser ehrliche Freund erweiset mir eine Liebe, die ich ihm nicht vergelten kann, und ich bin versichert, es werde dieses Register das Werk selbst nützlicher machen, als es an sich ist.*) Diese Besorgung aber über die Nachlässigkeit in Bestellung der Briefe veranlasset, daß ich kürzlich anzeige, was ich im vorigen Briefe schwindlich und unverdaut schrieb. Der vornehmste Inhalt ging den P. Rauch an, und betraf zween Puncte. Erstlich demselben meine Befremdung über dessen langes Stillschweigen merken zu lassen: zweitens unvermerkt zu erforschen zu suchen, ob ich noch auf die 100 Thlr. Gnadengelder auf dieses Jahr wenigstens Hoffnung zu machen habe, weil ich es zu Bestreitung der großen Kosten meines Werks bestimmt habe. Ich glaubte, es würde sich derselbe über diesen mir wichtigen Punct etwas merken lassen, wenn Sie ihm anzeigten, daß ich Sie um einigen Vorschuß dringend ersuchet, und Sie können demselben die Schwie-

*) Francke, dessen Name der Königl. Bibl. zu Dresden immer theuer bleiben wird, arbeitete wirklich dieses Register, wie aus einem spätern Briefe W's hervorgeht, der ihm dafür sechs Exemplare seines Werkes schenkte. Winkelmann selbst erhielt von seinem Verleger zwölf Freiexemplare.

rigkeit auf Ihrer Seite merken lassen. Ich ersuchte Sie aber im Ernst nach der Messe um einigen Beistand. Ich habe nicht das Herz, ferner an den Hrn. P. Rauch zu schreiben, weil ein zwotes Schreiben demselben nur stillschweigende Erinnerung an die bisher genoßne Gnade scheinen könnte.

XIII.

Rom d. 3. Dec. 1763.

Ich bitte mir einige Nachricht aus von Hrn. P. Rauch, welcher ein Gelübde muß gemacht haben, nicht zu antworten. Gott sei gedankt, daß ich niemandes Hülfe bei Hofe nöthig habe.

XIV.

Rom d. 24. Dec. 1763.

Man hat mir aus der Schweiz geschrieben, der Herr von Hagedorn habe an der Schrift von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst etwas auszusetzen gefunden (Was und Wie? weiß ich noch nicht), und mir meine Abneigung gegen die Franzosen, denen er à tort et à travers Weihrauch streuet, vorgeworfen. Wenn dieses wahr ist, könnte es Gelegenheit zu einer kleinen Kritik über dessen letzte Arbeit und mir Materie geben, in einer Art zu schreiben, die sich bisher nicht dargeboten hat.*)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ein anderer Brief an Walther ist diesem Stücke in einem sehr gelungenen Facsimile beigefügt.

X.

Literarisches Leben auf der Universität Kiel, beobachtet auf einer Reise dahin von Hamburg im Jahre 1797.

Vorwort.

Ich hoffe von aller Anmaßung oder verwerflichen Anecdotenjagd losgesprochen zu werden, wenn ich diesen Ueberlieferungen, die ihren Stoff vorzüglich aus der frühern Zeit entlehnen, aus meinen Reisetagebüchern einen von Hamburg aus unternommenen Abstecher nach Kiel übergebe, in der Voraussetzung, daß ein Blick auf das dortige literarische und physische Leben auch jetzt noch für einige Leser nicht ohne alles Interesse seyn werde. Fast keiner der Männer, die ich damals meist noch in der kräftigen Mannesfülle dort sprach, ist jetzt, nach einem Zeitraum von vollen 30 Jahren, noch unter den Lebenden. Selbst die Söhne derselben, — ich darf hier nur die Namen Hegewisch, Hensler, Reinhold anführen — sind zum Theil schon abgetreten. Ein jüngerer Sohn des Etatsraths Reinhold, Prof. Ernst Reinhold, hat indeß unter dem Titel: Karl Leonhard Reinhold's Leben und literarisches Wirken, eine durch Klarheit und Wärme des Vortrags eben so sehr, als durch strenge Wahrheitsliebe und Umsicht sich auszeichnende und mit einem interessanten Briefwechsel bewahrheitete Lebensbeschreibung (Jena, Frommann, 1825.) heraus-

gegeben, ist aber über so manche Verhältnisse seines ehrwürdigen Vaters in Beziehung auf Kiel für die Freunde des Unvergeßlichen fast zu schnell weggegangen, so daß meine damals aus lebendiger Erinnerung niedergeschriebene Bemerkungen über ihn auch jetzt noch als ein kleiner Beitrag dazu gelten können. Als ich 1791 nach Weimar verpflanzt wurde, war Vater Reinhold bereits Wielands Schwiegersohn geworden und ich hatte bis zu seiner Berufung nach Kiel 1794 manchen belehrenden und genußreichen Mittag bei Wieland mit ihm verlebt. Daher schloß er auch bei meinem Besuch in Kiel mir sein Innerstes auf, und ich glaube keinen Verrath zu begehn, wenn ich, was so lange unter meinen Papieren ruhte, jetzt hervorziehe. Die Universität Kiel hat seit der Zeit, wo ich sie besuchte, in allen ihren Instituten und öffentlichen Anstalten große Erweiterung in ihrem Lehrpersonale und Lehrmitteln erhalten. Sie hat jetzt ein blühendes theologisches Seminarium, über welches uns sein kundiger und in ganz Deutschland geachteter Vorsteher eine auch für andere Hochschulen als Muster aufzustellende Nachricht gegeben hat. Die Philologie war damals nicht sehr in Aufnahme. Den noch lebenden auch als Philolog höchst ehrenwerthen Literator und Rechtslehrer D. A. G. Cramer lernte ich nicht genauer kennen. Aber Manches, was er in seiner Hauschronik mit dem ihm eigenen Humor erzählt, fällt vielleicht schon in diese frühere Zeit. Seitdem hat Kiel ein trefflich organisirtes philologisches Seminar erhalten und an dem Professor J. M. Schultz, des nach Bonn verpflanz-

ten gelehrten Heinrichs Nachfolger, einen tüchtigen Vorsteher, der uns durch das vor kurzem von ihm als Probe eines großen Werkes erschienenen Specimen apparatus ad annales criticos rerum Graecarum (Kilon. 1826. VIII u. 43 S. in 4.) zu ungemeinen Erwartungen auf ein Werk, welches des Oxforder Gelehrten Henry Fynes Clinton's Fasti Hellenici in Umfang und Genauigkeit übertreffen wird, berechtiget hat. Die Universitäts-Bibliothek befand sich damals in kläglichen Umständen, so daß mein wackrer gastfreundschaftlicher Wirth, Prof. Heinze, öffentlicher Lehrer der Geschichte dort und als Herausgeber des Toze und Fortsetzer von Christiani, seines Schwiegervaters, sich nicht einmal entschließen konnte, sie mir zu zeigen. Dieß ist nun alles ganz anders geworden, und alles andere hoffentlich auch viel besser!

Dresden, den 6. März 1827.

Böttiger.

Den 20—23. August.

Den 20sten August.

Reise von Hamburg nach Kiel. 13 Meilen.

Ich fuhr früh um 5 Uhr bei einem dickbewölkten, regnerischen Himmel aus Hamburg aus. Unsere Postchaise bestand aus einem ziemlich abgenutzten Stuhlwagen, über welchen doch, da wo der Herrnsitz war, für Geld und gute Worte ein eben so abgenutzter Chaisenhimmel aufgesteckt worden war. Allein der Chaisenhimmel und der Wolkenhimmel setzten sich bald in so

guten Rapport, daß sie uns um die Wette mit ihrem Seegen beträufelten, nur mit dem Unterschiede, daß der künstliche Himmel allerlei losen Menschentand, als da sind Borsten, Lederschnipschen und aufgelösten Thran, auf unsern Schooß herabgoß. In dieser eben nicht behäglichen Lage kamen wir in der ersten Poststation zu Oldesloe an, und fuhren, wie es nach der Holsteinischen Bauart nicht anders möglich ist, gerade mitten ins Haus hinein. Da hier der Rauch, aus Mangel des Rauchfangs, im antiken römischen und griechischen Geschmack, die ganze Hausflur erfüllt, und vorn und hinten durch die zwei Haupteingänge fortzieht, so sahen wir uns bald in der Gefahr, bei lebendigem Leibe jambonisirt zu werden, und retteten uns, so gut wir konnten, in die sogenannte Gaststube. Bald erschien ein Dänischer Visitator, dem es aber mehr um die Eingeweide unsers Beutels als unsers Coffers zu thun schien. Die korpulent-freundliche Wirthin tischte uns Holsteinische Butterschnitte*), und ein Copenhagner Jude, der Brandbriefe zu seinen Glaubensgenossen in Hamburg und Altona ausgetragen, aber wahrscheinlich wenig Trost erhalten hatte, bot uns sein Schnapsfläschchen. Es war eigentlich auf ein Plätzchen in unserm Stuhlwagen abgesehn, das wir ihm auch gern gestatteten und dafür allerlei Schacher- und Contrebandgeschichten zu hören bekamen. Die Gegen-

*) Besteht aus drei Lagen von völlig gleicher Dicke, einer Lage Brod, einer Lage Butter, und einer Lage geriebenem Käse. Ein obersächsischer Magen bekommt gewöhnlich Uebelkeiten von dieser fetten Kost.

den, durch welche wir fuhren, waren äußerst einförmig und langweilig. Kaum daß hier und da hinter den Schlagbäumen der Koppeln ein munterer Pferdekopf hervorguckte. Aber die Postillons ließen uns auch zu Betrachtungen über die Gegend keine Zeit. Ungeachtet die Wege voll Wasser und Morast waren, jagten sie doch unaufhörlich ihren Trott fort, so daß Koth und Wasser über unsern Köpfen oft einen eigenen nimbus bildeten. Es ist noch eine von dem großen Bernstorf, dem Oheim des jetzigen, abstammende Posteinrichtung, daß man im Dänischen, Wetter und Weg mag seyn, wie es will, jede Stunde eine Meile fahren muß. Eine große Wohlthat für Reisende, die gern ein paar Groschen mehr zahlen, um mit Gewißheit rechnen zu können, um die Stunde bin ich auf der Station. Daher hat auch Büsch, der alle deutschen Posten sorgfältig ausgekostet hat, den Dänischen vor allen den Preiß ertheilt.*) Nachmittags kamen wir in die letzte Station vor Kiel, Altneuminster. Es war eben Jahrmarkt an dem Orte, und daher ein unbeschreibliches Gedränge von Menschen und Pferden. Holsteins Hauptproduct, Pferde, waren hier in unübersehlicher Menge. Wir glaubten wirklich ins Land der Huynhnms gekommen zu seyn. Auf allen Zugängen wimmelte es von Heerden dieser Thiere, die schon verkauft waren, und davon getrieben wurden. Und doch war auf dem Roßmarkte selbst noch keine Abnahme zu sehen. Man sagte mir, daß gewöhnlich auf einen solchen Markte

*) In einem Aufsatz im neuen deutschen Museum.

zwischen 5 und 6000 Pferde kämen, und diese Summe schien, dem Augenmaaße nach zu rechnen, eher zu gering angegeben zu seyn. Wir eilten so schnell als möglich diesem Getümmel zu entkommen, und dachten also auch nicht an das Zucht- und Irrenhaus, welches sich in diesem Städtchen befinden soll. Oeder und trauriger kann nichts gedacht werden, als die erste Meile hinter Münster nach Kiel. Dann eröffnet sich ein großer Landsee, an dessen innersten Bucht das schöne Schloß von Bordisholm nebst seinen englischen Gartenanlagen und Gehölzen dem Auge einen erquickenden Ruhepunct darbietet. Hier treibt der Graf Holk sein Wesen, ein großer Geschmacksmäkler und Gelehrtenpatron. Reinhold bricht oft das Brod bei ihm. — So wie man sich Kiel nähert, wird die Gegend immer gebirgiger und abwechselnder, nur daß die schönen, dem grünen Holstein so eigenthümlichen Eichenwälder dießmal durchaus ein braunes, unfreundliches Ansehn hatten, weil der erste Trieb des Laubes im Frühjahre durch den Frost verkümmert worden war. Man war jetzt hier mit der Erndte des Haidekorns beschäftigt, und da es noch ein freundlicher, sonnigter Abend geworden war, so erheiterten sich auch unsere Stirnen, und wir hörten mit Vergnügen einer Unterredung einer Holsteinischen Bäuerin mit einem Manne zu, der vom Jahrmarkte kam, während der Postkutscher in der Schenke seinen Gaumen netzte. Das Holsteinische Platte unterscheidet sich beträchtlich vom Lüneburgischen und Hamburgischen. Als Obersachse verstand ich gar nichts davon. Aber vieles konnte ich mir mit Hülfe des

Englischen entziffern. Die schöne Aussicht über Kiel ging uns durch die hereinbrechende Nacht verloren, und wir langten Abends um 8 Uhr vor dem Hause meines lieben Wirthes, des Prof. Heinze, an, gebrochen und leydenlahm, besonders von dem abscheulichen Steindamm die letzte halbe Meile vor Kiel.

Den 21. August.

Unser erster Gang war zu Reinhold. Kindergeschrei schallte uns von der Treppe entgegen. Die Frau Professorin war noch nicht sichtbar. Er, hieß es, sei in seinem Garten. Wir suchten ihn dort auf, und ich hatte eine zweistündige, höchstinteressante Unterredung mit ihm im Winkel einer Laube, in der ich wohl noch oft dem wackern Reinhold gegenüber sitzen möchte. Sein Aussehen ist weit kräftiger und munterer, als er es von Jena mitnahm. Farbe wird er nie bekommen. Die hat ihm das Kloster früh weggewischt. Er sprach mit voller Zufriedenheit von seinem Leben in Kiel. Auch jetzt, wo der außerordentliche Beifallstaumel, der alles in und um Kiel beim Anfange seiner Vorlesungen ergriff, verdunstet ist, kann er doch immer auf 50 Zuhörer, und von den Zahlenden derselben auf 300 Thaler jährlich gewiß rechnen. Dieß macht mit den 900 Thalern Gehalt 1200 Thaler, womit er in Kiel bequem auskommen könne. Freilich müsse er sich erst ein Auditorium erschaffen, weil die Holsteiner Landeskinder, die einzige Schule von Husum abgerechnet, äußerst roh und unvorbereitet auf die Universität kämen. Als er für dieß Winterhalbjahr die Aesthetik ange-

ſchlagen hatte, kam einer ſeiner künftigen Lehrjünger, und fragte: ob es denn auch praktiſche Uebungen geben würde. Bald erklärte es ſich, daß er Aeſthetik und Asketik für eins gehalten habe. Beſonders iſt R. mit den Kieler Frauen und Mädchen ſehr zufrieden. Wenn er ſich nach ſeinen Nachmittags-Collegien erholen will, ſo geht er zu Ehlers, mit deſſen trefflichen, wenn auch körperlich nicht allzufreigebig ausgeſtatteten, aber deſto geiſtigern Töchtern er ſtets neuen Stoff zur Unterhaltung findet, ihnen vorlieſ't, mit ihnen ſpazieren geht u. ſ. w. Der alte Ehlers iſt ein ſehr ruhiger Denker und ſelbſt im ſcheinbaren Enthuſiasmus kalt. Die Mutter iſt deſto lebhafter und oft bis zur Ueberſpannung reizbar. Da ſind nun die Töchter glückliche Blendlinge, in denen ſich beide Eltern zum feinſten Ebenmaaße gemiſcht haben. Außerdem lobte er die Familie des Oberſten Binzer, des wackern Commendanten von Kiel, mit welchem er in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen lebt, und der im erſten Halbjahre ſelbſt ſeine Collegien mitbeſuchte. Binzer, den ich dort in einigen Geſellſchaften ſelbſt kennen lernte, iſt eine Zierde von Kiel, giebt ſelbſt Unterricht an das Jägercorps, das dort in Beſatzung ſteht, und unterſtützt jede gute Anſtalt z. B. die neue, muſterhafte Armenverſorgung, mit thätigſtem Eifer. Sonnabends und Sonntags bringt R. gewöhnlich auf dem Lande beim Holſteinſchen Adel zu, der ſtolz darauf iſt, einen ſolchen Mann bewirthen zu können, und ihn Sonnabends in ſeinen Equipagen, wie im Triumph, aus Kiel abholen läßt. Vorzüglich lobte R. die drei verſchwäger-

ten Familien, die Reventlowiſche, Schimmelmanniſche und Stolbergiſche. Hier wären die Weiber wahre Grazien. Mit ihnen verlebe er himmliſche Stunden. Auch den Sonnabend, wo ich in Kiel war, wurde er nach Emkendorf zu Reventlow abgeholt, und ich konnte ihn daher nur heute, Freitags, noch genießen. Mir fiel hierbei ein, was mir Bode einmal geſagt hatte: Wenn Reinhold Reinhold nicht wäre, ſo wäre er ein zweiter Lavater. Die Kunſt, auf die Frauen durch ſüße Rede zu wirken, verſteht Reinhold gewiß eben ſo gut, als der Züricher Seher. Was jenem die Jeſusreligion iſt, iſt Reinholden die kritiſche Philoſophie. Beide amalgamiren ihr Medium mit ihrer Phantaſie. Nur daß Reinhold kein Heuchler iſt, und es wirklich ſo meint, wie er es ſagt, Lavater aber gewiß einmal einen Augenblick gehabt hat, wo er ſeinen großen Lebenswahn erblickte, nun aber ſchon ſeit langer Zeit ſich ſelbſt betrügt. — N. las mir hierauf einen trefflichen Aufſatz: der moraliſche Bund vor, deſſen Haupttendenz dahin zu gehen ſchien, die Principien der Kantiſchen Sittenlehre auf Freimaurerei und Ordensverbindungen anzuwenden. Hierauf von der Schrift, an welcher er in Stunden der Muſe jetzt arbeitet, und die den Titel führen wird: Sokrates. Das Hauptthema derſelben: laßt uns beſſer werden, gleich wirds beſſer ſeyn! Wenn wir nur erſt dem Sittengeſetz ſtreng gehorſamen, und bei uns ſelbſt die Reformation anfangen, ſo wird ein kleiner Kreis um uns bald auch daran Theil nehmen, und dieſe werden wieder andere beſſern, und ſo gehts weiter.

Dieß war die Weisheit, die Sokrates vom Himmel rief. — Abends, wo ich mit ihm beim Etatsrath Ackermann speiste, sprachen wir noch manches über die frühern Verhältnisse seines Lebens. Auch ihn umgaukeln zuweilen die Schatten seiner Jugendgenüsse und erfüllen ihn mit einer süßen Sehnsucht nach jener Knospe des Lebens, die jedem Menschen nur einmal sich erschließt. Zuweilen empfindet er noch jetzt Anwandlungen einer unwiderstehlichen Sehnsucht nach dem Klosterleben, das er als Paulaner bis in sein 20stes Jahr in Wien verlebte. Auch er ging von schwärmerischer Mystik durch die Pforte der Zweifelsucht auf einige Zeit zum erklärten Atheismus über, und er denkt sich noch sehr lebhaft die Exaltation, mit der er den Schluß des Système de la nature höchst erhaben fand und als solchen declamirte: Wenn du bist, so waffne alle deine Donner gegen mich Zweifler! Die Loge, in welcher Ignazius Born Vorsitzender war, ward seine erste Bildnerin und Helferin. In den Arbeiten dieser Loge, die als Mscr. für die Wissenden in mehrern Bänden auch gedruckt, und jetzt bei Hoffmann in Hamburg zu kaufen sind, stehen Reinholds erste philosophische Aufsätze, die er als Probearbeiten abliefern mußte. Als er sich schon aus seinen Mönchsverhältnissen losgewunden hatte, erhielt er monatlich aus dieser Loge durch Born 10 Ducaten zu seinem Unterhalt. Born empfahl ihn auch an Platner und öffnete ihm den Weg nach Sachsen.

Uebrigens hat Reinhold von Professorkabale und Collegenanfeindungen in Kiel, wo alle Brod haben, und

niemand den andern neidet, nichts zu besorgen. Freilich entgehen denen, die ihn täglich sehen, auch manche Züge der Eitelkeit nicht. Man war nicht damit zufrieden, daß, als ihm die Akademie die Anrede an die Studenten wegen ihrer Weigerung, das Ehrengericht anzunehmen, aufgetragen hatte, er zu dieser blos akademischen Rede, in der eigentlich die Studenten den Text gelesen bekommen sollten, alle Frauen der Stadt und der umliegenden Gegend hatte zusammen berufen lassen. Einige hatten ihm auch in seiner Geschichte der Philosophie Anachronismen und andere Verstöße abgelauert. Aber man ist gutmüthig und billig genug, dieß gegen andere Vortrefflichkeiten R. nicht in Anschlag zu bringen. Einige stark demokratische Professoren sind wohl auch damit nicht ganz zufrieden, daß er dem Adel zu viel Kußhändchen zuwirft. Aber im Grunde sind sie doch alle stolz auf seinen Besitz. Sie möchten gern auch eine berühmte Universität seyn, nur selbst Hand dabei anzulegen ist ihnen unbequem. Außerdem hat Reinhold gleich anfänglich die Klugheit gehabt, den alten Ehlers mit großer Delicatesse und Schonung zu behandeln, und noch jetzt weißt er die Ankömmlinge für's erste Halbjahr gewöhnlich an seinen würdigen alten Freund, der denn natürlich dagegen auch nicht stumpf und überhaupt ein grundehrlicher und biederer Mann ist, in dessen reiner Seele der Neid nie Platz greifen konnte. Auch wird wohl schwerlich neben Reinhold ein anderer Kantianer in Kiel aufkommen. Mackensen, der sich aus Wolfenbüttel dahin wandte, weil er als Verfasser der Briefe über Göttingen

in W. einigemal Verdrüßlichkeiten hatte, kann bei allen seinem philosophischen Scharfsinn nicht aufkommen. Ein Herr Meyer wurde mir auch als Kantianer vorgestellt. Er klagte, daß er zu seinem nach kritischen Principien abgefaßten Naturrechte keinen Verleger finden könne. Aber ein Günstling Reinholds und Henslers, ein junger Schmidt Phiseldek, arbeitet jetzt unter Reinhold selbst an einer echt lateinischen Metaphrase der Kritik der reinen Vernunft und Metaphysik.*) Ist der junge Doctor wirklich der Sprache der Römer mächtig, so bewundere ich seinen Muth, und wünsche, daß er durch einen recht glücklichen Erfolg gekrönt werde. Das Experiment ist vortrefflich. Kann Kant in gutes Latein übersetzt werden, so ist das halsbrechende Gerüste der Terminologie abgebrochen, und man hat in dieser Uebersetzung die reine Summe des Gewinstes. Auch ist für die Ausländer ein Vehikel gefunden, durch welches sie zu dem göttlichen Denker geleitet werden. Aber ich besorge, der gute Phiseldek wird die verwünschte Prinzessin eben so wenig erlösen, als Born, Fülleborn, Krug, und so manche andere manliche Ritter vor ihm.**)

Kieler Anti-Excorporationen.

Nachmittags speißten wir bei einem der reichsten Kaufleute in Kiel auf seinem an der innern Bucht des

*) S. Nicolai's Reisen Th. XI. S. 192.

**) So sollte einst Heyne in Leipzig Crusiussens Philosophie, die Vorläuferin von der Kantischen, in gutes Latein übersetzen. Er schwitzte einige Wochen, konnte aber durchaus nichts zu Stande bringen.

Hafens romantisch gelegenen Gartenhause. An Schüsseln und Bäuchen für diese Schüsseln fehlte es hier durchaus nicht. Es war, wie man es sonst in Hamburg nannte, ein Bullengelag d. h. wo bloße Männer gebeten waren. Man ließ sich die geräucherten und frischen Speisen, die See- und Landdelicatessen so zu Mund und Magen gehen, daß Kopf und Herz dabei völlig in Ruhestand gesetzt zu seyn schienen. Nur ein gewisser Herr Kammerjunker, der vor 3 Jahren noch ein paar Monate in Paris gewesen war, munkelte zuweilen etwas von Politik. Mir hatte das Schicksal zwei sonderbare Tischnachbarn beschieden. Auf der einen Seite saß der berühmte Entomolog und Schüler Linné's, der Professor Fabricius, neben mir, der aber hier nur für die Zootomie Sinn hatte, und mächtig große Happen von Schinken und Kälberviertein hinabwürgte. Er läßt, wie er mir selbst erzählte, viele Kisten von Naturalien und Fossilien ganz unausgepackt auf einem Oberboden vermodern, weil man ihm nicht ein Naturaliencabinet nach seiner Angabe hat anlegen wollen. Auch spottete er über die naturhistorischen Pfuschereien des seel. Kanzlers Cramer. Uebrigens ist er ein offner, ehrlicher Mann, und hat mit seiner Frau, die bis zur Wuth schöngeistert und demokratisirt, viel harte Prüfungen auszuhalten. Zur rechten hatte ich einen alten Oheim des Wirths, einen ehrlichen Pfahlbürger, mit dem ich in einen Streit über die Seeligkeit aller Nichtlutheraner und Nichtchristen verwickelt wurde. Zum Glück half ich mir aus Voßens Luise: Einsmals kam ein Todter aus Mainz ꝛc. die ich zur Er-

baumg der ganzen Tischgesellschaft recitirte. Aber mein Alter blieb hartnäckig bei seiner Ueberzeugung, holte eine Bibel, und las mir die Worte daraus vor: Alles, was nicht vom Evangelium ist, ist böse! Eine neue Schüssel, die eben die Tour machte, half mir aus dem Wortwechsel, und ersparte mir alle weitere Demonstration.

Ein Umstand schien mir bei diesem Gastgebot merkwürdig. Wenn eine Tracht Schüsseln vorbei war, lüfteten sich die Gäste durch einen Spaziergang in den Garten, und setzten sich dann mit erneuerter Eßkraft wieder an die Arbeit. Die Sitte scheint aus den Holsteinischen Bauerhochzeiten in die höhern Stände heraufgestiegen zu seyn. Bei diesen wird zwischen jeder Eßfuhre einmal herumgetanzt, und so sitzt man oft 24 Stunden beim Hochzeitschmauß. Nach Tische gab ein Dollondscher Tubus, der auf dem Altan aufgerichtet stand, zu folgender Discussion Veranlassung. Dem Gartenhause gegenüber, am jenseitigen Ufer des Hafens, liegen kleine Meiereien und reizende Landwohnungen unter Eichengruppen und malerischem Gehölze eingebusemt. Die Kieler haben da Sommerwohnungen und die ganze Gegend heißt Dorfgarten. Hier ragte nun etwas tiefer hinab ein viereckigtes, thurmartiges Gebäude hervor, das durch seine Bauart und einen Apparat von Instrumenten, der sich durchs Fernrohr darauf entdecken ließ, sogleich meine Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte. Einige Beistehende konnten mir anfangs gar keinen Bescheid geben. Endlich kamen mehrere, und da hieß es denn: da wohne der Instrumentmacher Schrader,

ein gar künstlicher Mann.*) Nun bemerkte einer als eine wahre Sonderbarkeit, daß dieser Schrader sogar selbst durch diese Instrumente die Sterne angucke, und in einer Art von Hängematte oft ganze Nächte auf diesem Thurme — den Namen Observatorium kannte niemand — zubrächte. Dieß konnte ein großer Theil der Gesellschaft gar nicht glauben. Andere schüttelten die Köpfe, und meinten, das wäre ein wunderlicher Appetit! Einer, ein fettes, freundliches Männchen, in einer rothen Weste und grünen Reithosen, nahm sich sogar auf der Stelle vor, seinen Freund Schrader, den er doch mehrmals besucht und nichts davon erzählen gehört habe, bei einer solchen nächtlichen Himmelscontemplation einmal zu überraschen. So wird der berühmte Astronom Schrader, nach Schröter in Lilienthal und Schröter in Gotha, der dritte Deutsche in seinem astronomisch-mechanischen Fache, in Kiel, seinem Wohnorte und Vaterlande, gekannt! Wie gern wäre ich zu ihm hinübergeschifft, aber jede Minute war schon berechnet.

Zur Verdauung wurde nach Tische ein Spaziergang auf eine Anhöhe, Viehborg, vorgeschlagen, von wo aus man eine entzückende Aussicht über den ganzen innern und äußern Hafen von Kiel bis in die offene Ostsee hinaus genießt. Da wo die Anhöhe unten ins Thal ausläuft, ist die äußerste Einbiegung des hier sich endigenden Hafens, der in dieser innern Bucht

*) Von Schraders 26füssigem Teleskop s. Voigts Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte. Th. X. St. 1.

mit Häuſern, Gärten und den mannigfaltigſten Hügeln eingefaßt iſt. Da wo in der Mitte Kiel mit ſeinem freundlichen Schloſſe und meiſt modern gebauten, muntern Häuſern hervortritt, ſchneidet ſich gleichſam die eine Hälfte des Hafens ab, der ſich nun weiter hinaus immer mehr ausbreitet, links durch das mit ſchattigten Eichen dunkle Vorgebirge Düſterbrook zwar etwas beengt, aber ſogleich, da wo der Rendsburger Canal eintritt, wieder weiter wird, und ſo ſich 2 Meilen über Kiel mit der ſogenannten Veſtung oder Friedrichsort ſchließt. Auf der andern Seite ſind die Ufer des äußern Hafens etwas öder, und nur hier und da guckt ein Dorf hervor, das zu dem ſogenannten Probſteilande gehört. Die größte Zierde eines Hafens ſind Schiffe, und deren waren freilich jetzt nicht viel über zwölfe vor Anker, die kleinern Fiſcherfahrzeuge und Barken nicht gerechnet. Wer nun von Hamburgs Getümmel auf einmal hierher verſetzt wird, und ſich der Ausſicht vom Baumhauſe erinnert, glaubt freilich hier in einer Einöde zu ſeyn. Aber eben dieß ruhige, ſtille, friedliche that mir jetzt ſo wohl, und um ganz Hamburg herum ſind trotz allem, was Arends mit den Millionen der Kaufleute verſchönert hat, keine ſolchen romantiſchen Bergſpitzen mit Eichenwäldern, keine ſolche an klaren Kieſelbächen hingelehnten Landwohnungen, und keine ſolchen ungeſtört traulichen Ausſichten, wie ſie hier in tauſendfältiger Abwechslung der Hafen von Kiel in einem Umfang von 4 deutſchen Meilen darbietet. Die Abendſonne ſchien mild auf die ganze Gegend, und vergoldete die Segel

einiger Schiffe, die von der Oſtſee herein dem Rendsburger Canal zueilten. Eine mir unvergeßliche Scene des ruhigſten Selbſtgenuſſes! Auch war dieſer Punct, wo wir jetzt ſtanden, ein Lieblingsplätzchen des wackern Hirſchfeld, neben deſſen mit Trauerweiden bepflanztem Grabhügel auf dem ſogenannten neuen Kirchhofe wir ſo eben, nicht ohne Rührung, vorbeigegangen waren.

Den 22. Auguſt.

Der andere Morgen war zu einer Hafenfahrt bis an die See und zu einem Beſuch auf Düſterbrook beſtimmt. Es wehte, als wir einſtiegen, ein friſcher Landwind, und unſere Chaluppe tanzte fröhlich und mit unbeſchreiblicher Schnelligkeit über die beſchäumten und gekräuſelten Köpfe der Wellen, die uns doch fleißig auf unſern Bänken beſuchten, und die Mäntel, in die wir uns gewickelt hatten, tüchtig durchnäßten. Ich fürchtete mich ſo wenig, daß ich vielmehr eine innige Freude empfand, als ich unſern Schiffer, der in Kiel wegen ſeiner Kenntniß gewöhnlich der Admiral genannt wird, hier aber ſelbſt wacker zugriff und niemanden, als ſeinen 15jährigen Sohn befehligte, der mit ihm das Fahrzeug regierte, ſagen hörte, wir würden rückwärts, wo man dem Winde entgegen laviren mußte, noch derbere Wellen haben. Man muß doch auch etwas vom Sturm erzählen können, wenn man die Naſe auf die See geſteckt hat! Sonderbar iſts, daß, je mehr wir uns dem Ausgange des Hafens, und der offenen See näherten, deſto niedriger erſchienen uns die Küſten, die doch, vom Lande aus beſehen, eine ſehr beträchte-

liche Höhe hatten. Aber es ist, als wenn die See gegen die Küsten zu gleichsam eine Abdachung hätte, und sich nur in sich selbst aufthürmte. Nach einer Streiferei, wo wir wirklich der Vestung oder Friedrichsort gleichgekommen waren, und einen Blick in den offenen See gehabt hatten, den ich nicht vergessen werde: kehrten wir um, und stiegen beim Ausflusse des Rendsburger Canals ans Land. Wir besahen hier, so gut es sich ohne einen sachkundigen Führer thun lassen wollte, die Schleußen, die das besondere haben, daß die Hauptmaschine zur Seite gleichsam in einer Nebenschleuße angebracht ist. Als noch daran gebaut wurde, kam Büsch aus Hamburg zweimal expreß hierher, um den Bau zu besehen, und schüttelte anfänglich sehr bedenklich den Kopf, ward aber durch die Ausführung hernachmals völlig ausgesöhnt. Der ganze Canal hat, bis zu seiner Verbindung mit der Eyder bei Rendsburg, 6 Schleußen. Jede hat dem Könige 30,000 Rthlr. gekostet. Der Erfolg hat übrigens dem Kostenaufwand nicht entsprochen. Nur die Holländer bedienen sich desselben zur Nothdurft. Die andern Ostseefahrer gehen noch immer durch den Sund. Wir gingen landeinwärts bis zur zweiten Schleuße bei Knoop, dem Landsitze des Grafen Baudiß. B. ist des Dänischen Finanzministers Schimmelmanns Schwager, und man glaubt daher, Schimmelmann habe es seinem Schwager zu gefallen gethan, daß er den Canal, der kürzer und wohlfeiler näher nach Kiel zu hätte gezogen werden können, vor Knoop vorbei führen ließ, und dadurch der Gegend mehr Leben gab, die Baudiß

gern ringsum in einen Park verwandeln möchte. Von den Anlagen dieses Parks kann ich nicht sprechen. Wir ließen uns in einer traulichen Laube unser sauerverdientes Frühstück trefflich schmecken, von wo aus ich denn einige gewölbte hölzerne Brücken und allerlei Wesen der Art wohl übersehen, aber mich dadurch noch nicht überzeugen konnte, daß hier im Ernste von englischen Gartenanlagen die Rede sei. Aber mit seinem Baumeister muß der Graf Ühel berathen seyn, da ein ganz neu aufgeführtes Haus im Italienischen Geschmack mit einer doppelten Colonnade von überkleisterten Ziegelsteinen u. s. w. so sehr verunglückt war, daß man sich eben damit beschäftigte, es wieder einzureißen. Wir eilten unserer Chaluppe zu, und ließen uns auf dem längst dem Canal an buschigten Hügeln sich hinschlängelnden Wege von unsern gütigen Begleitern Anekdoten vom Baumeister Sonnin und der alten Gräfin Bentink, und von der alten Gräfin Reventlow, die ihre Kammerjungfer deswegen wegschicken wollte, weil sie in Dresden bei der Frau Schimmelmann im Italienerkeller eingesprochen hatte, und die nachher ihre Tochter dem Sohne dieser Frau Schimmelmann sehr gern zur Gemahlin gab, treufleißig erzählen.

Was unser Schiffer vorausverkündigt hatte, traf zu. Wir hatten, indem wir auf Düsterbrook zuschifften, hart mit den Wellen zu kämpfen. Zum Trost erfuhren wir, was im vorigen Jahre Nicolai mit seinen Töchtern und der Frau von der Recke bei einer ähnlichen Fahrt in die See für Fährlichkeiten ausgestanden habe. Die Fr. v. d. R. bewieß auch bei

dieſer Gelegenheit ihre Unerſchrockenheit und ſchnelle Geiſtesgegenwart. Endlich, nachdem wir noch einige recht derbe Windſtöße ausgehalten hatten, wo unſer Fahrzeug ſich faſt halb umlegte, gewannen wir die Spitze von Düſterbrook, und waren faſt eben ſo froh, als weiland Baggeſen mit Claudius und Mumſen, als ſie die im erſten Theile des Labyrinths ſo komiſch-feierlich erzählte Weltumſeglung auf dem Alſterſee bei Wandsbeck vollendet hatten. Die Frage war nun nur, wie wir ans Land kommen ſollten, da hier kein Landungsplatz war, und das Fahrzeug nicht angelegt werden konnte. Unſer Admiral half uns auch hier aus der Noth. Er entkleidete ſich bis auf die herangeſtreiften Beinkleider aller ſeiner Inſignien und Chauſſüren, und ſo trug er einen nach dem andern Huckepack aufs Trockne. Vorzüglich erſeufzte der hochherzige Seeheld, als meine Wenigkeit ſich ſeinen Schultern anvertraut hatte.

Düſterbrook, d. h. der düſtre, ſchattige Berg, iſt ein Vorgebirge, das mit einem alten, heiligen Schauer einflößenden Eichenwalde umkränzt, auf ſeiner Oberfläche aber, die ſich landeinwärts ſanft abneigt, vom ſeel. Hirſchfeld auf königliche Unkoſten mit einer Baumſchule bepflanzt iſt, die nun auch nach ſeinem Tode unterhalten und immer erweitert wird. Es ſtand vorher nur eine unanſehnliche Sommerhütte hier. Seit einigen Jahren aber hat der König ein ſchönes ſteinernes Haus mit Kellern und allen Bequemlichkeiten hier erbauen und dieſe Wohnung dem Profeſſor Moldenhauer anweiſen laſſen. Dieſer iſt Oberaufſeher über

die Baumschule, hat 300 Thaler Gehalt und hat noch mehrere Emolumente, muß aber auch Sommer und Winter hier wohnen. Der wackre Mann hatte eben mit seinem erst vor einigen Wochen aus Hamburg heimgeführten jungen Weibchen eine sehr unruhige Nacht gehabt, da ein heftiges Seegewitter an dieser Landspitze angeprallt war, und sah noch ziemlich verschüchtert aus, als wir ihn fast um die Mittagsstunde überfielen. Während Thee und Butterschnitten in Bereitschaft gesetzt wurden, durchstrich ich mit ihm die Baumschule, die aber freilich im Ganzen noch sehr verwildert aussah. Merkwürdig ist es immer, daß in dieser nördlichen Breite auf einer so stürmischen Höhe eine Baumpflanzung von solcher Beträchtlichkeit gedeihen konnte. Prof. Moldenhauer sagte mir, daß sie sich jetzt, da sie doch während des Zwischenreichs nach Hirschfeld Tode viel gelitten hätte, doch noch auf 60,000 Stämme beliefe. Die Bauern bekommen die Stämmchen, wenn sie ihre gehörige Reife erhalten haben, in gewissen Quantitäten ohnentgeldlich, und müssen sich solche gegen Scheine abholen. Wenn aber ein königliches Amt einmal durch ist: so darf es nicht wieder kommen. Ein jeder königlicher Bauer kann aber für einen äußerst billigen Preis die ausgewinterten Stämmchen aus der Pflanzung ersetzt erhalten. Da beständig 10 Arbeiter dazu besoldet werden; so könnte wohl noch mehr verlangt werden, als wirklich geleistet wird. Allein der Hr. Professor scheint überhaupt die Sache nicht mit wahrer Liebhaberei zu betreiben, sondern vielmehr die Aufseherstelle als eine Sinecure zu

betrachten. Wenigstens schien er wenig Kenntniß von der Literatur seines Faches zu haben, und als ich ihn zum Mitarbeiter an dem Sicklerschen Obstgärtner, der hier in Weimar heftweise herauskommt, anwerben wollte: so hatte er von diesem Hauptjournale seines Fachs nicht einmal eine bestimmte Notiz. Wie wenig Naturstudium überhaupt seine Sache sei, beweist folgendes Geschichtchen, das ich schon den Tag vorher ganz zufällig in Kiel gehört hatte. Er hatte sich, als er noch unverheirathet war, zu seiner Oekonomie eine Kuh angeschafft. Das Thier hatte sich auf einem Rasenplatz vor dem Hause gelagert, als sein neuer Besitzer zufällig vorüberging, und mit Entsetzen bemerkte, daß es die Maulsperre oder Zuckungen in den Kinladen haben müsse. Er griff alsbald nach einem Strick, und band der Kuh den leidenden Theil vest zusammen, und rief darauf die Arbeiter aus dem Garten, um Rath zu schaffen. Wie groß war sein Erstaunen, als diese ihm ganz rund erklärten, daß die Kuh so gesund sei, als er selbst, und daß sie so eben im Wiederkäuen begriffen gewesen sei. Freilich stand in seinem Theophrast nichts von der Theorie der Rumination. Denn eben dieser Moldenhauer ist es, der durch sein Tentamen in historiam plantarum Theophrasti (Hamb. 1791.) eine neue Ausgabe des griechischen Botanikers angekündigt hat. Wir sprachen, als wir unsere Gartenwanderung zurückgelegt hatten, bei einer Tasse Thee noch etwas ausführlicher über dieß kühne Unternehmen. M. rühmte Heyne's Bereitwilligkeit, ihm Hofmanns handschriftliche Anmerkungen über

den Theophraſt von der Göttinger Bibliothek ſelbſt über die See nach Kopenhagen zu ſchicken. Er holte mir die Abſchrift, die er ſich davon genommen hatte, und ich fand bei einigem Blättern, daß hier allerdings noch eine erkleckliche Ausbeute zu holen ſei. Nur ſcheint mir der gute Moldenhauer viel zu wenig Polyhiſtorie und alte Sprachkunde zu haben, um einem ſolchen Unternehmen gewachſen zu ſeyn. Ich brachte ihn auf die oft knabenhaften Fehler, die Plinius beim Excerpiren des Theophraſt begangen, und Saumaiſe ſo ſtreng gerügt hat, und hoffte hier einige eigene und neue Bemerkungen von ihm zu hören. Allein auch über dieſen Punct konnte oder wollte er nicht mit der Sprache herausgehn. So bleibt alſo der große Sibthorp in Oxford wohl der einzige, präſumtive Heiland des Theophraſt. Dieß meinte auch Hensler, mit dem ich noch dieſen Abend über Moldenhauer ſprach, und der mir ſehr deutlich zu verſtehen gab, daß er die Stelle bloß ſeinem Bruder, dem Prof. Moldenhauer in Kopenhagen und deſſen Einfluß auf die deutſche Canzelei zu verdanken hätte. Noch ehe wir ihn ganz verließen, ſchlich ich mich ganz allein auf die höchſte Spitze des Berges, um von da die See noch einmal zu beliebäugeln. Jetzt zeigte ſie ſich mir von dieſer Höhe herab in ihrer ganzen Farbenpracht, weil ſie etwas bewegt, und doch noch nicht eigentlich ſtürmiſch war. Mir war dieſer Blick exegetiſch viel werth, da ich hier recht deutlich ſahe, wie das eiſengraue (ferrugineus, glaucus, vitreus, hyalinus) erſt ins dunkle-, mitunter auch violetblaue, und weiter hinaus ins ſchönſte

himmelblau oder Lazur hinüber schillerte, und so nun völlig verstand, warum κυάνεος und caeruleus, die beiden gewöhnlichen Beiwörter der Griechen und Römer vom Meere, so vielbeutig und vielbezeichnend sind. Man muß durchaus diesen Farbenspiegel selbst einmal gesehen haben, um nicht irre zu werden.*) Nur beim salzigten Seewasser ist dieser Farbenreflex möglich. Selbst in Hamburg findet er noch nicht statt, weil doch auch bei der Fluth die Elbe nur Brackwasser hat. — Unser botanischer Professor begleitete uns, als wir von ihm schieden, noch einige hundert Schritte, und zeigte uns nicht weit vom Hause auf einem freien Platze einen sehr gesunden Tulpenbaum, der die Höhe einer ansehnlichen Birke erreichte, und schon mehrmals sehr gut überwintert hatte. Auch sahen wir zur Seite eine andere Baumpflanzung für Förster. Diese Forstbaumschule hängt mit der Schule zusammen, die für einen Theil des gelernten Jägercorps in Kiel gestiftet ist, und über die der wackere Binzer die Aufsicht führt.

Der Weg von Düsterbrook in die Stadt muß fast zu jeder Jahreszeit eine angenehme Promenade seyn. Wir machten ihn, weil unser Wirth ein großes Gastgebot unsertwegen angestellt hatte, etwas eilig, und konnten uns daher im Schloßgarten, durch dessen hohe

*) Cicero IV. Acad. Qu. 33, spricht über dieses vielfarbige Schillern der See sehr artig. Ernesti, der nie die offene See gesehen hatte, hätte gewiß das sinnlose flauum dem echten rauus nicht vorgezogen, wenn er eine lebendige Intuition der Sache gehabt hätte.

und schattige Alleen er führt, nicht aufhalten. In frühern Zeiten vereinigte ein breiter Graben den sogenannten kleinen Kiel mit dem Hafen, und so war die Stadt völlig auf eine Insel gebaut. Allein eine Herzogin, die hier auf dem Schlosse residirte, scheuete das Wasser, wie die Hühner, und wollte durchaus keinen Graben durch den Schloßgarten haben. So wurde er ausgefüllt, und nun verpesten faule Ausdünstungen aus dem kleinen Kiel, der weiter keinen Ausfluß hat, bei der Sommerhitze die anliegenden Gegenden! In einem Theile des Schlosses ist jetzt die Universitätsbibliothek aufgestellt, die seit einigen Jahren eine bessere Einrichtung unter Hegewisch und Hensler erhalten haben soll, da sie Christiani, der vorige Oberbibliothekar, nicht gut in Ordnung hielt. Ich habe sie aber eben so wenig selbst besuchen können, als die neue Armenanstalt und so manche andere Kieler Merkwürdigkeit. Hier im Schlosse ist auch noch zum Andenken der alten Verbindung mit Rußland eine Russische Capelle, wobei ein Russischer Pope angestellt ist. Als jüngst der alte gestorben und nicht mit allem Ritual der griechischen Kirche beerdigt worden war, ließ sein aus Petersburg abgeschickter Nachfolger ihn wieder aufgraben, und das Versäumte an dem halbverwesten Leichnam nachholen.

Das mittägliche Gastgebot meines lieben Wirths war an einer ungeheuern Tafelrunde von 30 Couverts. Dieß war nun ein eigentlicher Professorschmauß. Ich hatte es eingerichtet, daß ich interessante Nachbarn bekam, und so saß ich zwischen Ehlers und Hege-

wisch, und diesem zur Seite saß der brave Etatsrath und Ordinarius der Juristenfacultät Trendlenburg. Ehlers ist jetzt durchs Alter ziemlich niedergedrückt. Vielleicht ist es aber auch nur Angewohnheit, den Kopf sehr vorwärts zu beugen, wie ich dieß bei mehreren langen und sehr schmächtigen Personen gefunden habe. Seine Miene hat allen Ausdruck des herzlichen Wohlwollens, und so ist auch sein ganzer arglosser Charakter. Nur zückten die Muskeln seiner Lippe zu einem ironischen Lächeln, als von einer Dame die Rede war, die sich mit kantischer Philosophie beschäftige. Er ist, wie fast alles, was ich in Kiel gesprochen habe, für die gute Sache der Franzosen leidenschaftlich eingenommen, und sagte mir, daß seine Winke zur Prinzenerziehung sehr wichtige Ahndungen und Prophezeiungen der Revolution enthielten. Auf diese Schrift schien er überhaupt den meisten Werth unter allen seinen schriftstellerischen Producten zu legen. Von dem alten Minister Bernstorf sprach er mit sichtbarer Verklärung im Angesichte. Ehlers war Rector in Segeberg, als er den Ruf nach Petersburg an Büschings Stelle erhielt. Er schlug ihn das erstemal ganz ohne weitere Anfrage aus, und meldete dieß seinem großen Gönner nach Kopenhagen. Bernstorf verwieß ihm seine Raschheit und meinte, er habe doch einigen Vortheil für seine jetzige Lage daraus ziehen können. Der Ruf erging zum zweitenmal an Ehlers mit noch ansehnlichern Bedingungen, freier Wohnung und Equipage u. s. w. Nun nahm ihn Ehlers wirklich an, behielt sich aber nur den Umstand vor, daß er auch seine Entlas-

ſung von Kopenhagen gewiß erhalten müſſe. Berustorf war damals mit der Hofcabale in hartem Kampf, wo man ihm vorzüglich den Vorwurf machte, daß er ſeine Lieblinge auf Unkoſten des Staats ſalarire. Es kam alſo dieſer erneuerte Ruf von Petersburg zu einer ſehr ungelegenen Zeit. Aber er ſchaffte doch Rath. Er gab Ehlers aus ſeinem eigenen Vermögen jährlich eine Penſion von 300 Thalern, und bewog ihn dadurch, alle Ausſichten auf Petersburg fahren zu laſſen. Ehlers ſchlug hierauf Herdern und Herold an dieſe Stelle vor. Mit Hegewiſch ſprach ich viel über ſein mit Ebeling unternommenes amerieaniſches Journal, wobei er beklagte, daß die Trennung ihrer beiderſeitigen Wohnorte die Hülfsmittel ſo erſchwere, weil Ebeling vieles gar nicht wegſchicken könne, was ihm doch auch unentbehrlich ſei. H. legte es bei ſeinen frühern Studien darauf an, einmal beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten gebraucht werden zu können. Seine angenehme Figur, ſeine Sprachkenntniſſe, alles ſchien ihn zu begünſtigen. Allein er fand ſich in ſeinen Erwartungen getäuſcht, und privatiſirte mehrere Jahre in Hamburg, bis er nach Kiel berufen wurde. Sein Lieblingsplan iſt eine große deutſche Culturgeſchichte, wovon die unter Maximilian nur eine Probe ſeyn ſoll. In frühern Jahren war der 30jährige Krieg ſein Thema, das er aber wegen Leiſewitz aufgegeben hat. Er hat etwas verſchloſſenes und zurückhaltendes in ſeinen Unterredungen, das aber mehr in ſeinen Erfahrungen als ſeiner Natur zu liegen ſcheint. Denn er iſt übrigens voll Feuer und Muth,

wenn es auf die Vertheidigung der guten Sache ankommt. Der wackere Trendlenburg ist einer der vorurtheilsfreien und über die positive Rechtsgelahrtheit nicht engherzig gewordenen Juristen. Er erzählte, wie er, als er noch in Wismar bei der Schwedisch-Pommerischen Regierung angestellt gewesen sei, die Stockholmer Cabinetsordren, sobald sie dem Landrechte und der Constitution zuwider liefen, wie dieß unter Gustav III. sehr oft der Fall gewesen, geradezu ad acta gelegt und nie befolgt habe. Er sprach mit Indignation von den Sultanismen der Hannöverschen Regierung. Sehr komisch — denn er besitzt das Talent der komischen Darstellung — erzählte er die Umständlichkeiten, die die Bürgermeister und Scholarchen in Lübeck machten, als er vor zwei Jahren beim Amtsjubiläum des alten Overbecks dem Jubelgreise die Doctorwürde aus Kiel überbrachte, und die Erlaubniß verlangte, beim Actus selbst das Katheder besteigen, und von da herab eine Rede halten zu dürfen. Die weisen Herren waren in gewaltiger Verlegenheit, da ein Doctor der Theologie nach Lübeckischer Etiquette den Vorrang fast vor allen Magistratspersonen hat. Erst 2 Stunden vor Eröffnung der Feierlichkeit erhielt er endlich die abgedrungene Erlaubniß dazu. Der alte Rector Overbeck war Trendlenburgs Lehrer, der in Lübeck studirte. Nach Tische, wo in einer Seitenstube ein Tabackscollegium etablirt wurde, führte Trendlenburg eine sehr lebhafte Controvers mit dem Prediger und Professor Müller, einem hellen Kopf und kritischen Philosophen, über die Grenzen der Auf-

klärung beim gemeinen Manne, wo ersterer aus den ersten Principien alle Limitationen gegen Müllern, der hier ein kluges Zögern empfahl, verwarf, und sich als den muthigsten Verfechter der uneingeschränktesten Denkfreiheit bewieß. Unter den übrigen Professoren, die ich hier kennen lernte, waren mir vorzüglich, der Jurist Cramer, der sich mit einer Ausgabe des Juvenalis und Persius beschäftigt, und der Prof. Jänichen, ein trefflicher Kopf, den mir Reinhold sehr gelobt hatte, merkwürdig. Schade, daß Eckermann, dessen Bekanntschaft ich so gern gemacht hätte, gerade verreißt war.

Einige sehr interessante Abendstunden brachte ich noch bei dem Archiater und Leibmedicus Hensler zu. P. S. Hensler, eine untersetzte, mehr kleine als große Figur, hat einen ehrwürdigen Franklinskopf mit Flachshaaren, eine etwas gebogene Genienase und einen feurigen, alles anbohrenden Blick. Er war bis 1789 ausübender Arzt in Altona, wurde aber durch dringende Vorstellungen von Kopenhagen aus bewogen, auf 10 Jahre die erste Professur der Arzneikunde in Kiel zu übernehmen. Der Canzler Cramer hatte den guten Vorsatz gehabt, die medizinische Facultät ganz einschlafen zu lassen, und wirklich fand Hensler bei seinem Antritte nur 3 Mediziner auf der ganzen Universität. „Ueberhaupt, brach er aus, als er mir dieß erzählte, ist die Besetzung der hiesigen Professuren eine wahre Aergerniß und Thorheit. Nepotismus ist überall im Spiele. Da haben wir denn faule Bäuche und Hefteleser in Menge.“ Er war es, der darauf

drang, einen guten Anatomen nach Kiel zu ſchaffen, und er berief den Proſector Fiſcher aus Leipzig, der trefflich eingeſchlagen iſt. Dieſer hat in den zwei Jahren, das er nun in Kiel iſt, ſchon an 300 Präparate gemacht, und 12 Cadaver ganz verarbeitet, ſo daß er bald ganz über eigene Präparate ſeinen Curſum wird halten können. Ueber den Arzt Hufeland in Jena ſprach er mit wahrem Enthuſiasmus. Er denke und ſchreibe ſo hell und philoſophiſch, daß es eine Freude ſei, etwas von ihm zu leſen. Außer ihm kenne er nur noch den Leibarzt Schäfer in Regensburg, der eine ähnliche Gabe habe. Ueber Sömmerings lebendige Darſtellungskunſt, der er volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Die Göttinger mediziniſche Facultät gerathe immer mehr in Verfall. Von Kurt Sprengel befürchtete er die Polygraphie, ſonſt ſei es ein gewaltiger Polyhiſtor. Recht viel mußte ich ihm über unſere Gräfin von Bernſtorf erzählen, der er noch jetzt mit ganzer Seele ergeben iſt. Als ſie mit Bode immer genauer verbunden wurde, trat Hensler etwas zurück. Dieß ſchien er auch Boden nicht ganz verzeihen zu können. — Vielerlei über die alten Griechen und Römer geſprochen, die Hensler den Troſt ſeines Alters nannte. In der Kantiſchen Terminologie erblickte er nur ein Recidiv des ſcholaſtiſchen Aberwitzes. Das Wort Materie ſei dem Arzte ein ſehr gefährliches Wort, und er brauche daher, wo er nur könne, das deutſche Stoff dafür, ein Wort, mit dem man überall weit leichter durchkomme.

Heusler ist wirklich auch in seinen Unterredungen epigrammatisch, und gegen Dummbärte und Querköpfe mag er sehr beissend seyn. Daher fürchtet man ihn in Kiel nicht wenig, und sucht selbst seinen Charakter, als zweideutig, anzufeinden. Allein dieß ist wohl nur eine Folge, daß er den Kielern oft das Horazische vorsingt: nos numerus sumus et fruges consumere nati! Er ist gewissermaßen jetzt Canzler der Universität, und seine Vorschläge werden gewöhnlich in Kopenhagen befolgt. Eine neue Quelle von Verdruß für ihn unter seinen Collegen und Mitbürgern.

Mein redlicher Wirth Heinze zeigte mir auch seine Journal- und Lesestube, ein treffliches Institut, in welchem man für einen Louisdor jährlich alle aus- und inländische Journale und Zeitungen lesen kann. Er selbst las einige Winter hindurch ein von Studirenden und Bürgern fleißig besuchtes, sehr revolutionaires Zeitungscollegium, weswegen ihm auch von Kopenhagen Verantwortung abgefordert wurde. Er las mir die Briefe vor, die er in dieser Angelegenheit an Bernstorf geschrieben hatte. Man konnte ihm darauf nichts anhaben. Hätte Cramer seine Vertheidigung nur etwas gemäßigt, so wäre dessen Absetzung gewiß auch nicht erfolgt.

XI.

Sir Walter Scott und ſeine deutſchen Ueberſetzer.

Speak of me as I am!
Shakespeare.

Vorwort des Herausgebers.

Indem der Herausgeber dieſen aus einer ſehr geiſtreichen Feder gefloſſenen Aufſatz mittheilt, befürchtet er keine Mißdeutung deſſelben. Herrn Lindau's vielſeitige literariſchen Verdienſte haben eine ſo gerechte und ſo allgemeine Anerkennung gefunden, daß die Verſchiedenheit der Anſicht in einem einzelnen Falle ihnen nichts zu entziehen vermag. Heliodora's Klänge ſind noch nicht ungehört verhallt, das Gemälde von Dresden wird ſich durch Richtigkeit der Zeichnung und durch lebendigen Farbenglanz immer als ein wahres Cabinetsſtück zu behaupten wiſſen, und die Darſtellungen der ſpaniſchen und ſchottiſchen Geſchichte werden für länger, als für heute und morgen, den tiefen Forſchungsgeiſt ihres Urhebers und ſeinen eben ſo ruhigen und klaren als echt hiſtoriſch combinirenden Ueberblick beurkunden. Was er aber als Ueberſetzer zu leiſten vermöge, hat er in ſeiner neuen Ueberſetzung des Vicar of Wakefield in ſo ausgezeichnetem Grade dargethan, daß wir kaum für möglich halten, des überall an unſern Carl Philipp Moritz erinnernden Goldſmith's Zartheit der Darſtellung, Helle und Leichtigkeit der Sprache und ſeine bisweilen an das Kränkliche anſtreifende Weichheit glücklicher und erſchöpfender wiederzugeben, als es von Herrn Lindau geſchehen iſt. Vielleicht war es dieſe ſo ausgezeichnet gelungene Leiſtung, welche der verehrten Verfaſſerin bei der nachfolgenden Beurtheilung der Scott'ſchen Ueberſetzungen als Maaßſtab deſſen diente, was

man von einem so gründlichen und feinen Sprachkenner und einem mit allen Localitäten so vertrauten Gelehrten auch für den neuern Novellisten geleistet zu sehen gewünscht hätte, und was man vielleicht noch künftig einmal von ihm bei einer wiederholten Ueberarbeitung zu erhalten hoffen darf.

Zu einer Zeit, wo Sir Walter Scott's Romane bereits durch ganz Deutschland in deutschen Uebersetzungen von denen gelesen worden sind, welche des Vortheils entbehren, sie in der Original-Sprache lesen zu können, von diesen Uebersetzungen noch sprechen und kritische Bemerkungen über dieselben machen zu wollen, scheint vielleicht etwas zu spät zu seyn. Indessen glaubte man früher den Reiz der Neuheit nicht stören und dem öffentlichen Urtheil nicht vorgreifen zu dürfen. Jetzt, wo die erste Lust befriedigt ist und das Interesse an dem liebgewonnenen Schriftsteller sich tieferer Prüfung zuwendet, mag es eher an der Zeit seyn, um der Wahrheit willen, den Zuruf an das gebildete lesende Publicum nicht zu unterdrücken: „Du lasest Sir Walter Scott's Romane; aber Du lerntest sie nicht kennen.“ Denn die Geschichte im Romane, welche sich bei Sir Walter Scott so oft an die Staatengeschichte anlehnt, die romantischen Situationen, die Verwickelung der Begebenheiten, das ist doch erst der Kern, um den der Autor, wie die Natur, die sieben Schalen der Nuß, erst die zarte Schale der Empfindung, dann die bittere der Satyre, dann die bastartige der mannichfach gestalteten Charaktere, dann die harte, holzartige der unangenehmen Wahr-

heiten, und endlich die grüne der landschaftlichen Scenen seines Vaterlandes gebildet hat.

Wenn alle diese Hüllen nach und nach gelöst, aufgeschlossen, bemerkt und bewundert worden sind, erscheint der sorgsam erhaltene Kern erst in seinem ganzen Werthe. Der Uebersetzer aber ist mit der Nußstange umhergegangen, und hat, begierig nach dem Vortheilbringenden Kerne, unbarmherzig in die schönen Früchte hinein geschlagen, die Hüllen unbehutsam zertreten, und dann von den abgeschälten Kern-Fragmenten mit einem höflichen Complimente den leselustigen Damen ganz schnell einen Teller voll präsentirt.

Wo ist an diesen Arbeiten, besonders an denen, welche zuerst erschienen sind, deutsche Gründlichkeit zu bemerken? Eine Eigenschaft, welche von allen andern Nationen anerkannt, als eine kostbare Frucht des deutschen Nationalcharakters, von denen besonders hätte gepflegt werden sollen, welche sich der schönen Literatur gewidmet haben, und sich durch Sprachkenntnisse dazu berufen fühlen, den Deutschen die Werke fremder Nationen kennen zu lehren. Das ist aber durch die Uebersetzungen der Scott'schen Romane, z. B. von Herrn Lindau, schwerlich möglich. Man findet darin so viel Abänderungen in der Form und in dem Vortrage des Originals, daß man eigentlich nur das Skelet der Geschichte, aber keineswegs den wahren Ausdruck des Autor's, seine doppelte Eigenschaft als sentimentaler und als launiger Schriftsteller, auch nicht die Charaktere der handelnden Personen in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit kennen lernt.

Der Ueberſetzer, welcher ſich zuerſt um das Verdienſt bewarb, Sir Walter Scott unſerer Leſewelt bekannt zu machen, hat geglaubt, ſich durch die Andeutung auf dem Titel: „Nach Walter Scott," gegen alle Kritik über die Unzulänglichkeit und Flüchtigkeit ſeiner Arbeiten ſicher zu ſtellen; aber es geht ihm dann, wie dem Strauß, welcher vor ſeinen Verfolgern ſicher zu ſeyn glaubt, wenn er ſeinen Kopf in einem Buſche verbirgt. Denn es iſt gerade über dieſes Nach, worüber man die Fragen aufwerfen möchte: Warum nach einem Autor, wo es darauf ankommt, dieſen genau in ſeiner Eigenthümlichkeit darzuſtellen? — Warum nur nach einem ſo intereſſanten Vorbilde, wie dieſe Romane ſind, wo ſich ein treuer Nachbildner den Nutzen erwerben konnte, über die Eigenſchaft einer Copie zu täuſchen? — Warum ſoll die deutſche Ueberſetzung eines engliſchen Originals nur nach demſelben ſeyn, da keine Sprache, ſo wie die deutſche, geeignet iſt, daſſelbe mit größter Genauigkeit, ja oft den Gedanken wörtlich wiederzugeben?

Perſonen, welche beider Sprachen kundig ſind, werden hier gewiß einſtimmen. Viele vorzügliche Ueberſetzungen aus älteren und neueren Zeiten beweiſen, wie treu die deutſche Sprache den Geiſt der engliſchen aufzufaſſen und wiederzugeben vermag. Wir erinnern nur, im Vorbeigehen, an die Ueberſetzungen der Werke Richardſons, Sterne's, Robertſons, an die vortreffliche des Shakſpeare von A. W. Schlegel u. a. m. Was konnte den Ueberſetzer verleiten, ſich den Ruhm entgehen zu laſſen, eben ſo für kommende

Zeiten, wie jene Männer, zu arbeiten, deren schöne und treue Uebertragungen noch eben so sehr geschätzt werden, als zu der Zeit ihres Erscheinens, und welche diesen Ruhm auch behaupten werden, so lange als das, was treu, echt und wahr ist, dafür gilt? Warum hat sich der erste Uebersetzer des Sir Walter Scott die schriftstellerische Genugthuung entgehen lassen, an der Hand dieses würdigen Mannes durch die Gegenwart und Zukunft zu wandeln, und sich selbst durch eine richtige, zarte, tactvolle Auffassung seines Originals ein Denkmal zu setzen, welches jeder Deutsche, dem die englische Sprache unzugänglich ist, mit Dank bekränzt haben würde? Warum entsagte Herr Lindau allen diesen Vortheilen? War es, weil er eilte, das Publicum so schnell, als möglich, mit den neuen englischen Erzeugnissen dieses Lieblingsschriftstellers bekannt zu machen, daß er den Entschluß faßte, diese in einen Schmelzofen zu werfen, aus welchem er sie dann in einer fremdartigen Gestaltung herausziehen und dem Auge des Publicums darstellen könnte? Doch, wäre auch dieß eine leicht zu entschuldigende Ursache gewesen, so hätte es vielleicht nur einiger Monate bedurft, um seinen Uebersetzungen einen gediegenern Charakter, eine wahrhaftigere Treue, mehr Originalität, mehr Reiz, und dadurch mehr innern Werth zu verleihen, anstatt daß sie jetzt, so wie sie der Uebersetzer herausgab, jedem andern Romane ähnlich sind, die Scene desselben sei nun in Rußland oder in Schottland. Durch jene Eigenschaften einer guten Uebersetzung, welche Hr. Lindau sich leicht hätte eigen

machen können, würde er seiner Uebersetzung eine fortwährende Schätzung gesichert haben; da im Gegentheil, so wie diese Arbeit ausgefallen ist, jede etwas genauere, treuere, Herrn Lindau's erste Uebersetzung in Vergessenheit zurücksetzen wird, nachdem sie die Neugierde zwar befriedigt, in der Literatur aber sich kein besonderes Verdienst erworben hat.

Bei manchen Stellen könnte man fast auf die Vermuthung kommen, als habe ihr Zusammenschrumpfen oder deren gänzliche Hinweglassung, Mangel an hinreichender Kenntniß der englischen Sprache zum Grunde. Indessen wird diese Vermuthung durch andere, vielleicht schwieriger zu übersetzende Stellen, bei denen der Uebersetzer keinen Anstoß fand, völlig wieder gehoben. Es bleibt daher in Ansehung der Veränderungen und Auslassungen, welche sich der Uebersetzer erlaubt hat, nichts zu vermuthen übrig, als — wirklicher Vorsatz, ein eigener, unerklärlicher Entschluß, zu seinem und seiner trefflichen Originale Nachtheil.

Noch eine andere Muthmaßung wagt man kaum auszusprechen. Sollte der Uebersetzer für gut befunden haben, Sir Walter Scott verbessern zu wollen? Sollte er dem reinen Geschmacke dieses originellen, sittlichen und mit seltener Kunst und Natur darstellenden Romantikers, den gemeinen, verdorbenen und flachsinnigen Geschmack deutscher Ritter-Romane haben anpassen wollen? Herr Lindau hat diesen Verdacht nicht vermieden; denn das Meiste in seinen Uebersetzungen ist kürzer, aber auch flacher, flüchtiger und leerer gesagt, als im Originale, wovon weiter unten

einige Belege folgen sollen. Wie würde es den Kennern der bildenden Kunst gefallen, wenn der Copist eines Gemäldes von einem anerkannt großen Meister zwar, die Anzahl der Personen, die Farben der Gewänder, die Stellungen der Figuren richtig wiedergäbe, aber die Züge der ausdrucksvollen Köpfe, die Verhältnisse der einzelnen Theile verändern, vom Colorit abweichen, einige bedeutungsvolle Nebensachen, und Ausschmückungen als unnütz hinweglassen, und dieß als eine Copie nach diesem oder jenem Meister ausstellen wollte? Die Kenner würden der Arbeit den Rücken wenden, die Liebhaber der Kunst irre geführt werden, und ihr Begriff von dem unvollständig und untreu nachgeahmten Meister ganz unrichtig bleiben.

Sollte der Uebersetzer vielleicht, als er die Hinweglassung mehrerer Stellen des Originals beschloß, für rathsam gefunden haben, die Ungeduld der empfindsamen lesenden Damen nicht zu lange auf die Probe zu stellen, und den Fortgang der Geschichte schneller folgen zu lassen? — Wohl möglich; denn bei Sir Walter Scott geht es nicht so auf der Eilpost. Er läßt die Phantasie seiner Leser nicht von einer Klippe des Schicksals zur andern springen, nicht aus einem Abgrund in den andern stürzen, nicht von einer Huldgöttin zur andern mit seinen Helden schweben.

Was hat man von einem Romane, in welchem es so zugeht? — Nein, der ganz rein moralische Schriftsteller, auf dessen Besitz Schottland stolz seyn kann, dessen edle Gemüthsart sich in allen Theilen sei-

ner schriftstellerischen Laufbahn offenbart, Sir Walter Scott läßt die affectvollen Scenen seiner Romane, welche durch das Feuer und durch die Wahrheit der lebendigsten Darstellung, mit der sie gezeichnet sind, Leidenschaften wecken und die Phantasie aufregen können, weislich mit ruhigen Scenen, mit erörternden Erklärungen, mit ausgeführten Gesprächen, und mit kleinen launigen Gemälden, gleichsam im Niederländischen Geschmack, abwechseln. Abgerechnet, daß Genauigkeit in der Erzählung den englischen Romanschreibern aller Zeiten, als charakteristisch, eigen war, so ist es auch eigentlich diese Manier des Schottischen Romandichters und seiner Vorgänger, durch welche ein Roman unschädlich, ja sogar nützlich gemacht werden kann. Wie viel hat sich der Uebersetzer daher zu Schulden kommen lassen, indem er diese wohlgeordnete Abwechselung der Stoffe so oft verwarf, und dadurch den Scott'schen Romanen gerade das nahm, wodurch sie sich vor andern Erzeugnissen dieser Art so rühmlich auszeichnen.

Ehe man aber auf die Beleuchtung der Arbeiten des Herrn Lindau selbst eingeht, wird es nöthig seyn, voraus zu bemerken, daß hier sowohl von der ältern als neuern Ausgabe seiner Uebersetzungen die Rede ist, indem beide untreu und unvollständig sind; daß aber doch vorzüglich die erste, welche noch immer sehr häufig gelesen wird, den meisten Anlaß zu Klagen über willkürliche Auslassungen und Veränderungen gegeben hat. In der That wird die zweite, welche doch etwas mehr von dem Grundstoffe des Originals giebt,

als die erste, nicht genug von dieser unterschieden und ihr nicht genug vorgezogen, welches Herr Lindau doch wohl selbst wünschen muß, da er leider spät, aber dennoch eingesehen zu haben scheint, daß ihn das freie Wörtchen Nach zu weit und irre geführt hatte.

Zuvörderst sei es erlaubt, über die Behandlung der Form etwas zu sagen, bevor die Beurtheilung selbst durch Beweise unterstützt wird. Sonderbar ist es, daß der Uebersetzer alle Vorreden seines Autors unübersetzt gelassen und sie folglich nicht mitgetheilt hat. Wenn sich auch hier und da in denselben einige Local-Beziehungen vorfinden sollten, welche der Uebersetzer dem deutschen Leser uninteressant glaubte, so findet man doch auf der andern Seite einen Schatz von witzigen Einfällen, Wendungen und Satyren, durch welche man den Autor im Original vorläufig, und zwar von keiner uninteressanten Seite kennen lernt. Statt dessen hat der Uebersetzer die meisten seiner Uebersetzungen mit einer kleinen historischen Uebersicht der Zeit versehen, in welcher der Autor seinen Roman spielen läßt. Diese zuvorkommende Gefälligkeit haben ihm auch gewiß manche Leser Dank gewußt. Es ist aber doch wohl zu vermuthen, daß wenn Sir Walter Scott die Absicht gehabt hätte, die Leser, vor Lesung seiner Romane, mit den historischen Situationen derselben bekannt zu machen, es seiner Feder wenig Mühe gekostet haben würde, einen kräftigen Umriß der dem Roman unterlegten wahren geschichtlichen Begebenheiten zu entwerfen. Er that es aber nicht! — und da in seinen Arbeiten alles so schön, so zweckmäßig, in natür-

:n Beziehungen auf einander, geordnet iſt; ſo wäre es wohl rathſamer geweſen, dem erfahrenen Schriftſteller treu zu folgen und den eigenen Anſichten weniger zu trauen.

Sir Walter Scott hat ſeine Romane in Capitel eingetheilt; dieſe hat nun der Ueberſetzer zwar beibehalten, aber keineswegs die richtige Aufeinanderfolge derſelben, ſo wie im Original, beobachten können, weil oft, im engliſchen Original, die Einleitung, Vorrede oder ſonſtige Eingangsrede das erſte Capitel ausmacht, und dieſe in der Ueberſetzung des Hrn. Lindau nicht gegeben ſind. Ferner hat der Ueberſetzer auch die Abtheilung der Capitel zuweilen willkürlich abgeändert; eine Freiheit, welche ſich doch derjenige nicht erlauben ſollte, der das Publicum mit einem fremden Autor bekannt machen will. Es iſt wohl unläugbar, daß das Weſentliche der Kunſt, mit welcher ein romantiſches Gemälde vor die Augen des Leſers gelegt wird, darauf beruhet, daß jeder einzelne Theil deſſelben, als für ſich beſtehend, rund und effectvoll, — es ſei nun, daß ein activer oder paſſiver Zuſtand der darin handelnden Perſonen ſtatt finde, — ausgearbeitet ſei; daß er ein für ſich vollendetes Ganze ausmache, und ſo wieder zu dem großen Ganzen gehöre, wenn man dieſes überblickt. Die einzelnen Capitel des trefflichen Schottiſchen Romantikers möchten wohl dieſe Probe enthalten. Außer der Berückſichtigung, daß jedes Capitel eines guten Romans ein Etwas für ſich ausmachen, nicht leer ſeyn und einen intereſſanten Theil der Geſchichte des Romans überhaupt enthalten ſoll,

liegt nun dem Erfinder derſelben noch ob, die Capitel ſo abzuſchneiden, daß der Leſer entweder zum ſtillen Nachdenken über das Vorhergeleſene eingeladen, oder in die höchſte Spannung wegen des im folgenden Capitel zu Erwartenden verſetzt werde. Beides ſind Gemüthszuſtände, welche der Autor ſowohl zu erregen als auch belehrend zu benutzen in ſeiner Gewalt hat. Sir Walter Scott, wohl wiſſend, daß manche Leſer Ruhepunete nöthig haben, um ſein Buch anderer Beſchäftigungen wegen aus der Hand legen zu können; wohl wiſſend, daß andere die pikante Speiſe faſt zu haſtig verſchlingen; auch noch andere von den Blicken ergriffen ſind, welche der Autor ſie in ihren Lebensſpiegel thun läßt, hat weislich die Capitel ſeiner anziehenden Romane ſo abgetheilt, wie es jeder von ſeinen Leſern, entweder zu ſeiner Bequemlichkeit, oder zu der ihm nöthigen Mäßigung, oder zu ſeiner Erholung bedarf. Es ließe ſich vielleicht eine eigene Analyſe darüber anſtellen, wie bedächtig, nützlich, weiſe und ſehr wohl auf das Intereſſe der Geſchichte berechnet, er die Abtheilung ſeiner Capitel eingerichtet hat.

Man nehme den Heſperus zur Hand, und ſehe wie J. P. Richter ſeine Leſer bittet, ſeine Capitel doch immer bis zum Ende zu leſen, und wo möglich, nicht in der Mitte abzubrechen, und man wird finden, wie vielen Grund er zu dieſer Bitte hat. Sollte nun ein Romanſchreiber, wie Sir Walter Scott, nicht weit mehr Grund haben, zu wünſchen, — nicht allein, daß man jedes ſeiner Capitel auf einmal leſe — nein, daß man weder den Anfang, noch das Ende der Capitel

abändere, oder wohl gar eines an das andere anschmiede, wodurch dann in der schönen Kette der Gedanken die Stelle sogleich sichtbar wird, wo die Löthung eines fremden Arbeiters zwei Glieder an einander fügte, welche nicht an einander gehören. Auf die Art, wie der Uebersetzer die Capitel der Scott'schen Romane abgekürzt, verschoben und verändert hat, wird der deutsche Leser aus Herrn Lindau's Uebersetzungen nie erfahren, wie der geistvolle Schriftsteller auch in diesem Theile der Behandlung seiner Form verfuhr.

In allen Uebersetzungen des Hrn. Lindau*) vermißt man die vor jedem Capitel der Scott'schen Romane aufgestellten Motto's, welche dieser schottische Dichter mit so großer Belesenheit aus dem Reiche der Töne seiner Vor- und Mitsänger gewählt hat. Diese Wahl ist eine so glückliche, daß sie die Bewunderung aller Leser verdient, indem sie eben so belehrend als unterhaltend an sich selbst ist; eben so launig und witzig ist sie auch in Rücksicht der darauf folgenden Capitel, indem der Autor, schalkhaft genug, einige Blicke durch den Vorhang des Motto in das folgende, dadurch verhüllte, Capitel thun läßt, welches dennoch, geht der Vorhang auf, zur größten Ueberraschung des Lesers anders gestaltet ist, als man erwartete. Dieser Würze des Vortrags, meinte wahrscheinlich der Ueber-

*) In denjenigen seiner Uebersetzungen der Scott'schen Romane, welche in einer zweiten Auflage erschienen sind, scheint der hier gerügte Mangel ersetzt zu seyn; wenigstens ist dieß der Fall bei der Braut von Lammermoor.

setzer, könnten die deutschen Leser, welche Sir Walter Scott's Art und Geist kennen zu lernen wünschen, ganz entbehren! Herr Lindau, hätte auch darum diese Motto's beibehalten können, weil es wohl gut gewesen wäre, wenn mancher Deutsche und manche Deutsche bei dieser Gelegenheit die Namen mehrerer englischen Dichter, welche ihnen noch fremd waren, kennen gelernt hätte. Jede Erweiterung der Kenntniss ist ja Gewinn!

Es könnten hier leicht aus allen von Hrn. Lindau übersetzten Romanen Stellen als Belege der vorstehenden Urtheile angeführt werden. Dieß möchte aber sowohl die Leser dieser Bemerkungen, als auch diejenigen, welche sich die Mühe geben wollen, dergleichen Stellen mit dem Original zu vergleichen, zu sehr ermüden. Es sei hinreichend, durch einige Abschnitte aus dem Roman: The bride of Lammermoor, die oben im allgemeinen bemerkten Mängel der Uebersetzung genauer nachzuweisen.*)

Herr Lindau fängt damit an, den Titel abzukürzen, und den Roman zu überschreiben: „Die Braut." Also wo diese Braut zu finden war, wo sie lebte und handelte, das gehörte wohl nicht zur Sache? Darum blieb auch beim Uebersetzen das erste Capitel des Originals ganz weg, worin der geistreiche Autor die Ueberlieferung der Geschichte des Romans in ein launiges, sehr wahr geschildertes Sittengemälde neuerer Zeit,

*) Man hat sich dabei der englischen Ausgabe der Gebrüder Schumann in Zwickau bedient.

welches manche belehrende Bemerkung und mancher witzige Einfall schmückt, eingewebt hat.*) Nicht genug! In der ersten Ausgabe ist auch die erste Hälfte des zweiten Capitels des Originals nicht vorhanden. Eine kaum zu erklärende, und noch weniger zu billigende Willkürlichkeit, da diese erste Hälfte des Capitels nicht allein die Schilderung der früher statt gefundenen Verhältnisse enthält, in denen die Hauptpersonen des Romans standen, sondern auch die Charakteristik dieser Personen giebt, in so weit diese zur Erläuterung der folgenden Vorgänge dient, ohne jedoch voreilige, die Ueberraschung störende, Aufschlüsse zu geben. Warum nun dieß auslassen? Die Folge davon ist, daß, nach dem Anfange der Geschichte selbst, der Lord Keeper oder William Ashton als eine für die Leser ganz gleichgültige Person erwähnt wird, da hingegen die weggelassene Hälfte des Capitels den Leser schon vertraut mit den Verhältnissen der Familie Ravenswood und Ashton gemacht haben müßte, woraus dann ein weit höheres Interesse für jeden Schritt des Lord Keeper und für die Scene bei dem Begräbniß entstanden seyn würde! Diesen schönen Theil eines Capitels auszustreichen, welches so ganz in die Verhältnisse jener Zeit einführt, und in welchem der Autor als Menschenkenner und als Staatsmann gleich scharfsinnig erscheint, ist ohne Zweifel einem Uebersetzer nicht erlaubt. Aber Herr Lindau

*) Dieses erste Capitel fehlt bei der ersten und zweiten Ausgabe.

scheint geglaubt zu haben, daß er diesen Verlust ersetzen könne, indem er eine politisch-geschichtliche Einleitung giebt, die jedoch bei diesem Romane entbehrt werden konnte, wenn sie auch bei andern besser angebracht seyn möchte, da Sir Walter Scott in der Braut von Lammermoor den Zweck gehabt zu haben scheint, nächst der moralischen Tendenz des Romans ein Sittengemälde der Familien höherer und niederer Stände zu zeichnen, und die Geschichte des Helden nicht so, wie z. B. in: Old mortality u. s. w. unmittelbar in die politischen Vorgänge der Zeit verwebt hat.

Nach Weglassung des ersten lamigen und der größeren Hälfte des zweiten Capitels läßt der Uebersetzer in der ersten Ausgabe seinen Roman erst Seite 42 des Originals — sage zwei und vierzig — bei den Worten beginnen: It was a November morning etc. Wie viel mehr wirkt die Schilderung der hier folgenden Scene, wenn man den Charakter und das Schicksal des Verstorbenen aus dem Anfang des 2ten Capitels kennt! Wie viel natürlicher würde man alles das finden, was der Sohn empfindet und spricht, wenn der Uebersetzer alles Vorhergehende gegeben, und den wichtigen letzten Absatz nicht übergangen hätte: Allan Lord Ravenswood, the late proprietor of that ancient mansion etc. Warum setzt der Uebersetzer zu Anfang seines 2ten Capitels: Am folgenden Morgen, da es im 3ten Capitel des Originals heißt: on the morning after the funeral. Wie ganz anders stimmt dieser Anfang den Leser für

das, was folgt. Es ist gewiß keine Einbildung, wenn man behauptet, daß es oft nur eines einzigen richtig und passend gewählten Wortes bedarf, um der Phantasie einen Schwung, dem Gefühl eine Stimmung zu geben, wie es der Autor wünschte. Kann demnach der Uebersetzer abändern, ohne zu schaden? Dieser ganze Absatz ist abgekürzt, und man muß den Uebersetzer in dem Verdacht haben, daß er es für unnöthig hielt, hier der insufficiency of authority noch einmal zu erwähnen, welches Sir Walter Scott doch wohl absichtlich that. Bei dem Vater, Lord Ravenswood, unterdrückte Herr Lindau den Titel Lord ganz. Dagegen hat er, beinahe durchgängig, die Benennung Lord Keeper und William Ashton unter einander geworfen, und fast immer „der Siegelbewahrer Ashton" gesetzt. Sir Walter Scott fand das nicht für gut. Und warum? Weil es wider den Gebrauch seiner Nation ist. Da nun doch etwas daran liegt, bei Lesung solcher Bücher zugleich mit der Sitte eines Landes bekannt zu werden, von welcher die richtige dort übliche Bezeichnung der Personen doch auch ein wesentlicher Theil ist: so ist es fehlerhaft, daß der Uebersetzer hier nach seinem Willen verfuhr. Sir Walter Scott setzt im Original entweder Lord Keeper (der Lord Siegelbewahrer) oder Sir William Ashton, auch oft Sir William. Der Siegelbewahrer Ashton klingt deutsch; in der Bride of Lammermoor will man aber den Schottischen Edelmann kennen lernen, in seiner Form und seinem Wesen.

In der zweiten Ausgabe hat der Uebersetzer verbessern wollen, und immer gesetzt, Groß-Siegelbewahrer, oder Ashton schlechtweg. Dieß ist aber wieder nicht richtig. Denn der Autor bezeichnet diese Person, nach der Sitte des Landes, nicht allein zur Unterscheidung von andern Gliedern seiner Familie gleiches Namens, immer mit Hinzufügung des Taufnamens William, sondern auch weil er als Ritter mit dem Worte Sir und dem Vornamen bezeichnet werden muß, welches der Uebersetzer gleichfalls hätte beobachten sollen.

Um die häufigen Abkürzungen des Uebersetzers, so wie die Flüchtigkeit, mit welcher die Sprache des Autors übergetragen worden ist, zu zeigen, wird man sich nur auf einige Stellen beschränken, obgleich Beweise dafür fast auf jeder Seite der Uebersetzung zu finden wären. Z. B. heißt es im Original 3. Cap. S. 51: When the door had closed upon the officer of the law. „Nachdem der Gerichtsdiener die Thüre verschlossen hatte," sagt der Uebersetzer. Eine Flüchtigkeit, welche zur Unrichtigkeit führt. Wie nimmt sich das aus, daß ein Gerichtsdiener die Thüre des Lord Keeper verschließt? Schon ist hier die Uebersetzung: Officer of the law durch Gerichtsdiener ganz falsch. Ein Justizbeamter müßte es heißen. Wird wohl ein Gerichtsdiener einem Lord Keeper einen Rapport abstatten? Und dann deutet der Paragraph im Englischen darauf hin, daß die Thüre des Zimmers gleichsam unsichtbar von den vor derselben befindlichen Dienern geöffnet und zuge-

macht wird, deren der Lord Keeper, wie später ausdrücklich erzählt wird, in großer Anzahl hat.

Der Uebersetzer ist ferner seinem Original darin nicht treu geblieben, daß er die Benennungen der Personen nicht auf den Stellen ließ, wo der Autor sie hinvertheilte. Z. B. setzt er oft, der Siegelbewahrer (oder in der 2ten Ausg. Groß-Siegelbewahrer) wo der Autor Sir William oder Sir William Ashton, und Edgar, wo der Autor Master of Ravenswood gebraucht haben wollte. Der Uebersetzer hat dieß, wie es scheint, nicht zum Vortheil für die Wirkung des Ganzen abgeändert, es vielmehr gesetzt, wie es ihm bequem war, ohne Berücksichtigung, daß es wahrlich nicht einerlei ist, ob man Edgar liest, wo Master of Ravenswood stehen sollte. Wollte man dieß abläugnen, so würde den Autoren romantischer Dichtungen ein schöner Farbenton geraubt, durch den sie oft den gehörigen Effect bewirken. Vertraulich ist die Benennung des Vornamens, feierlich die des Familiennamens. Offenbar ist es aus diesem Grunde, daß Sir Walter Scott in der Scene, wo der Master of Ravenswood Luciens Wort zurückfordert, ihm, dem Helden des Romans, seinen ganzen Namen in den Mund legt, und feierlich aussprechen läßt. Ein Zug, welcher unverkennbar in dieser Situation von großer Wirkung ist.

Cap. 3. S. 67. des Originals heißt es: and with the freedom of an indulged daughter, she dragged the Lord Keeper in the direction she desired. In der Uebersetzung: „Und mit der Frei-

heit eines verhätschelten Kindes zog sie ihn auf den Weg zur Hütte der Alten.“ Wenn der Vater gern nachgiebt, ist die Tochter deshalb noch kein verhätscheltes Kind. Und wie kalt ist der Schluß des Paragraphen in Vergleichung mit dem Original! Man frage sein eigenes Gefühl, und diese Stelle wird einen ganz andern Eindruck machen, wenn man sie in dem Sinne des Autors liest.

Das 4te Capitel endigt mit den Worten: he rose and left the place without waiting for a reply, und das 5te Capitel fängt an: The Lord Keeper walked for nearly a quarter of a mile etc. In der zweiten Ausgabe der Uebersetzung schließt das dritte Capitel S. 61. mit den Worten: Als er dieß hastig gesagt hatte, stand er auf, und entfernte sich, ohne Antwort abzuwarten. Das 4te Cap. der Uebersetzung fängt aber an: In tiefes Schweigen versunken, ging er lange an seiner Tochter Seite. Es ist der Genauigkeit und Deutlichkeit zuwider, daß der Leser genöthigt werden soll, aus dem vorigen Capitel die Person, welche dort mit er bezeichnet ist, auf das Er des folgenden Capitels überzutragen. Eine Nachlässigkeit in der Schreibart des Uebersetzers, welche desto mehr auffällt, da sie sich auch noch in der zweiten verbesserten Auflage befindet. Unmöglich billigen kann man es, daß Hr. Lindau selbst noch in der zweiten verbesserten Auflage zwei Capitel, welche im Original den Anfang des zweiten Bandes ausmachen, in den ersten Band der Uebersetzung geworfen hat.

Ein anderes Beispiel. Im 2ten Bande des Originals, Cap. 14. S. 76. heißt es: I am not sure whether the pride of being found to outbalance, in virtue of his own personal merit, all disadvantages of fortune, did not make as favourable an impression upon the haughty heart of the Master of Ravenswood, as the conversation of the father and the beauty of Lucy Ashton. Dagegen heißt es in der ganz unzulänglichen Uebersetzung, 2ter Theil, S. 53: Auch mochte es dem stolzen Gemüthe des Junkers nicht wenig schmeicheln, daß seine persönlichen Verdienste alle Nachtheile seiner Glückslage (äußern Umstände?) überwogen. — Der Schluß des 4ten Capitels in dem zweiten Bande des Originals und der des 17ten Capitels sind ganz weggelassen. Warum? Alles spielt doch auf die Hauptsache an.

Der Anfang des 20sten Capitels des Originals fehlt im 7ten Capitel der Uebersetzung abermals; und der darauf folgende Punct ist unrichtig übersetzt. Der Schluß des 21sten Capitels des Originals fehlt auch. Dieß ist unglücklicher Weise eine bedeutende Stelle, die aus der Feder eines feinen Menschenkenners floß, welcher in diesen Schlußzeilen andeuten wollte, daß Bucklaw alles aufsucht, um sich über das im vorangegangenen Gespräche Beschloßne zu betäuben. Wodurch der Autor zugleich zwar andeutet, daß Bucklaw nicht durchaus schlecht, nur schwach und leichtsinnig ist; ein Wink, welcher für die Folge ein größeres Interesse für Bucklaw's Schicksal in dem Leser er-

weckt. In der zweiten verbesserten Ausgabe ist abermals das 1ste Capitel des Originals in den 2ten Band der Uebersetzung geworfen.

Im 3ten Bande des Originals fehlt vom 22sten Capitel wieder der Anfang bei dem Uebersetzer im 1ten Capitel. Der Schluß des 22sten Capitels des Originals im 2ten Capitel der Uebersetzung fehlt ebenfalls.

Man sehe den Anfang des 23sten Capitels des Originals. Hier wagt es der Autor nicht, Empfindungen zu schildern; aber der Uebersetzer wagt es. „I will not attempt to describe the mixture of indignation and regret with which Ravenswood left the seat which had belonged to his ancestors.“ Uebersetzung: „Mit Unwillen und Empfindlichkeit verließ Ravenswood die Wohnung seiner Väter.“ — Wie hart, wie uneigentlich übertragen! — In allem, was noch folgt, ist viel weggelassen, und die Capitel sind verschieden vom Original abgetheilt.

Warum übergeht nun aber der Uebersetzer im 26. Capitel des 4ten Bandes mehr als vier Seiten des Originals, welche ein sehr interessantes Sittengemälde der damaligen Zeit enthalten, das so fein und treffend gezeichnet ist, daß ein Ostade, ein Franz Mieris und andere Meister ihrer Schule sich eine Ehre daraus gemacht haben würden, ihre Pinsel in Sir Walter Scott's Farben zu tauchen, und seinen Andeutungen treu zu folgen.

Die beiden folgenden Capitel des Originals sind zusammengeschoben, obgleich die Absicht, warum der

Autor hier den Inhalt in zwei Abtheilungen zerschnitt, zu offen daliegt, um dem Uebersetzer entgangen zu seyn. Man braucht sich hier bloß dessen zu erinnern, was oben von der Eintheilung der Capitel gesagt worden ist, um nicht wiederholen zu dürfen, wie unrecht der Uebersetzer hatte, abermals diese Ordnung des Autors zu verändern.

Weiter unten in dem effectvollsten Theile der Geschichte (z. B. im 32. Capitel) sind diese Abänderungen wirklich störend, und zeigen, wie wenig der Uebersetzer sein Original gefühlt hat.

Der Schluß des 8ten Capitels der Uebersetzung weicht gänzlich von dem Original ab. Und der letzte wichtige Punct über die wahre Quelle dieser Geschichte ist ganz weggelassen. Hier ist diese Stelle: „By many readers this may be deemed overstrained, romantic, and composed by the wild imagination of an author, desirous of gratifying the popular appetite for the horrible; but those who are read in the private family history of Scotland during the period in which the scene is laid, will readily discover, through the disguise of borrowed names and added incidents, the leading particulars of An ower true tale. Um wie viel belehrender und interessanter wird die Erinnerung an alles das, was seinen Ursprung in der Wahrheit und Wirklichkeit hat!

Der Anfang des 9ten Capitels der Uebersetzung ist ebenfalls dem Original ganz ungleich. Der arme Marquis of A. vergißt in der Uebersetzung bald das

traurige Ende seines Verwandten. So wenig Gefühl traut der Uebersetzer dem Marquis zu? Davon sagt aber der Autor nichts.

Ist die Uebersetzung der Scott'schen Romane von Herrn Lindau in Rücksicht der Treue, der Nachahmung des originellen Geistes und des genauen Ausdrucks der Form, in welche das Ganze gegossen ist, nicht immer befriedigend, und ist das der englischen Sprache unkundige Publicum genöthigt, sich nach andern, vielleicht gelungenern, Uebersetzungen umzusehen, so dürfen wir auch die Mitbewerber jenes Uebersetzers nicht übergehen.

Die Uebersetzungen des Herrn Methusalem Müller machen zunächst Ansprüche auf Treue und genauere Beachtung der Eigenthümlichkeit der Scott'schen Romane. Diese Ansprüche lassen sich auch auf einen großen Theil dieser Arbeiten geltend machen. Zuerst, indem der Uebersetzer die Titel, die Ordnung der Capitel und die Motto's gab, wie sie im Original zu finden sind. Dieses würde freilich nicht als Verdienst aufgeführt werden können, wenn nicht eben hierin andere gefehlt hätten. Da übrigens Hr. Müller die Scott'schen Vorreden ausließ, mehrere nützliche Noten gar nicht berücksichtigte, Gesänge unterdrückte, und andere kleine Veruntreuungen wider die gelobte Treue gegen das Original beging, so muß man annehmen, daß nur andere Ansichten ihn abhielten, nicht eben so nachlässig zu verfahren, wie andere Uebersetzer, und daß der energische Vorsatz ihn nicht leitete, allen Schwierigkeiten einer treuen Uebersetzung zu trotzen.

Daß Herr Müller zunächst mehr in die eigenthümliche Art seines Autors einzugehen sich bestrebte, daß er das Original mehr mit der ihm gebührenden Achtung behandelte, und oft die Copirmaschine da mit sich führte, wo andere die Gartenscheere brauchten, das muß man mit Dank anerkennen. Er hat dem Leser gleichsam ein Leseglas in die Hand gegeben, das ihnen zwar Sir Walter Scott um vieles näher bringt, aber leider nicht ganz so nahe vor's Auge führt, daß kein Umriß seiner Schöpfungen undeutlich bliebe, und kein falscher Schein das Ganze störte.

Weil er aber in seiner Vorrede zur zweiten Auflage des Ivanhoe sagt: „Diese zweite Auflage ist übrigens ganz der ersten gleich, da sich dem Uebersetzer kein Grund zeigte, warum er mit der ersten Arbeit eine Aenderung hätte vornehmen sollen," — weil er so sagt, und nicht aus Achtung vor seinem großen Autor auf Veranlassung der zweiten Auflage eine abermalige genaue Prüfung seiner Uebersetzung anstellte, so sei es erlaubt, auch hier einige Belege beizubringen, daß eine nochmalige Durchsicht und Ueberarbeitung nicht überflüßig gewesen seyn würde. Man fürchte sich nicht vor zu vielen Beweisstellen; der erste Theil des Ivanhoe allein wird hinreichen, um zu zeigen, daß Herr Müller doch auch auslassen, abkürzen und selbst unrichtig übersetzen kann, und daß überhaupt seine Sprache an und für sich an Feinheit und Zartheit, und auf der andern Seite an Kraft und Bestimmtheit der Sprache seines Autors zu weit nachsteht, um diese ganz wiederzugeben.

Die am Ende des 1. Cap. S. 16. enthaltenen beiden letzten Absätze sind abgekürzt, im 1. Cap. der Uebersetzung S. 8. — Im 2. Cap. S. 38. des Originals ist die hier folgende Stelle in der Uebersetzung 2. Cap. S. 19. abgekürzt, und der Schluß unrichtig übersetzt. „Their conductor pursued an opposite road from that which Wampa had recommended for the purpose of misleading them. The path soon led deeper into the woodland, and crossed more than one brook, the approach to which was rendered perilous by the marshes through which it flowed; but the stranger seemed to know, as if by instinct, the soundest ground and the safest points of passage; and by dint of caution and attention, brought the party safely into a wider avenue than any they had yet seen; and, pointing to a large low irregular building at the upper extremity, he said to the Prior: Yonder is Rotherwood, the dwelling of Cedric the Saaon.“ Von den Worten an: The path soon — ist alles weggelassen. Der Uebersetzer scheint hier ganz übersehen zu haben, daß diese Stelle dazu bestimmt ist, den ersten Wink darüber zu geben, wer der Palmer oder Pilger eigentlich ist; und zwar auf eine eben so natürliche, als feine Art; welches den Uebersetzer hätte verpflichten sollen, nicht zur Unzeit Abänderungen zu machen. Eben so wenig passend ist es ferner, daß der Uebersetzer am Schlusse desselben Absatzes den Abt von Jorvaulx,

als einen der Gegend Unkundigen, Cedrics Wohnsitz erkennen läßt, da der Autor weit natürlicher dem Führer die Worte in den Mund legt: Yonder is Rotherwood u. s. w. Im 3. Cap. des Originals, S. 45. heißt es: A kind of far inferior in quality to ermine, and formed, it is believed, of the skin of the grey-squirrel. Die Worte: it is believed, sind übersetzt: wie man glaubt, es sollte aber wohl heißen: wahrscheinlich. — Das Wort Churl S. 53. des Originals ist der Filz übersetzt. Da dieser Ausdruck doch nur in der niedrigen Sprechart üblich ist, so hätte der Uebersetzer wohl besser gethan, hier das Wort durch Knicker wiederzugeben. — Im Original S. 62. „The fowl fiend take Malvoisin" answered the Saxon, „and his Keeper both! etc." Uebersetzung S. 82. „Der böse Feind soll dem Malvoisin und seinen Aufsehern das Licht halten." Abermals eine ziemlich gemeine deutsche Redensart, deren sich der Uebersetzer durchaus hätte enthalten sollen, da ein besonderer Vorzug seines Autors darin besteht, daß er sich pöbelhafter Gemeinheiten durchaus enthält, und immer selbst den Scenen des niedrigen Volks ein Gewand der Anständigkeit und der Nettigkeit zu geben weiß; gerade so, wie der Schauspieler den Bettler zwar wahr, aber in reinlichen Lumpen darzustellen hat. Auch ist hier nicht von zwei Aufsehern die Rede; denn both bezieht sich auf Malvoisin und den Keeper. — Im 5. Cap. S. 73. des Originals: Hush, said Cedric, for here he comes. Uebersetzung S. 39.

„Schnell, sagte Cedric, sie kommen.“*) Es soll heißen: „Still, sagte Cedric, denn hier kommt er.“ Ganz weggelassen ist folgende Stelle des Originals S. 75: whether from unwillingness to hold more close communication with the object of his benevolence, or from a wish to draw near to the upper end of the table, seemed uncertain. Sonderbar, daß der Uebersetzer gerade so manche bedeutungsvolle Stelle weglassen zu können glaubte, die den Helden des Romans betrifft; Stellen, welche ihn dem Leser nach und nach charakterisiren, indem der Autor nur einzelne Lichtblicke auf die räthselhafte Gestalt des Palmer fallen läßt. Der Uebersetzer mag wohl kein Freund von einfallenden Lichtern seyn; denn sie sind freilich Hülfsmittel des Effects, und fordern eine zarte, geübte Künstlerhand, selbst beim Copiren.

Die Stelle des Originals S. 75, unmittelbar auf obige folgend, ist höchst prosaisch und unvollständig übersetzt, wie man selbst beurtheilen mag. Es heißt da: Had there been painters in those days capable to execute such a subject, the jew, as he bent his whittered form, and expanded his chilled and trembling hands over the fire, would have formed no bad emblematical personification of the winter season u. s. w. Uebersetzung S. 40. „Der Jude, so wie er am Camin die erstarrten Hände wärmte, sah ganz aus, wie man

*) Hier ist blos der Uebersetzer zu schnell.

den Winter zu malen pflegt." — Die Stelle im Original S. 79. welche mit den Worten anfängt: It is impossible for language..... u. ſ. w. iſt ganz unzulänglich übertragen. — Original S. 82. The Prior of Jorvaulx crossed himself, and repeated a pater noster. Ueberſetzung S. 43: der Prior von Jorvaulx kreuzte ſich auch. Er thut dieß für ſich; er thut es dem Pilger nicht nach, wie das auch zu bezeichnen ſcheint. Oder führte das Wort repeated den Ueberſetzer ſo irre? — das heißt hier: er ſagte her.

Sollte man dieſe Rügen für zu kleinlich halten, ſo bedenke man nur, daß wenn ein Ueberſetzer in vielen Stellen auf dieſe Art vom Original abweicht, und ſei es auch nur mit einem Worte, endlich ein anderes Buch daraus wird und ein anderer Geiſt darin athmet, aber nur nicht der des Autors. Ein Ueberſetzer muß ſo genau mit ſeiner Feder verfahren, wie der Kupferſtecher mit ſeinem Grabſtichel. Wie hoch ſteht in den Augen der Kenner die Madonna di S. Sisto von Raphael, durch des unſterblichen Müllers Grabſtichel? Warum? — weil ſie das Original darſtellt, wie noch kein anderer Stich; weil Zeichnung, Ton, Farbe, Geiſt, alles darin wiederzufinden iſt, und kein eigendünklicher Vorwitz Müllers Hand führte, ſondern die echte Beſcheidenheit, welche Raphaels Spur aufſuchte, und ihr folgte.

Hier iſt noch eine Kleinigkeit anzuführen, weil es eine auffallende Unrichtigkeit iſt. Orig. S. 84. and bestowed it in a pouch lined with perfumed

leather, which opened under his arm. Pouch ist Beutel übersetzt. Wird aber wohl hier Tasche heißen müssen. — Im 6. Cap. des Originals ist das Wort Curfew, vom französischen couvre feu, Löschglöcklein übersetzt. Der Uebersetzer zeigte dadurch, daß er die Abstammung dieser Benennung wohl kenne; er hätte aber, da dieses Wort schon damals jene Bedeutung nicht mehr hatte, es durch Abendglocke übersetzen, und das übrige besser in einer Note erläutern sollen: denn nun ist unter Curfew immer Abendglocke zu verstehen.*) — Im Original S. 109: The Palmer started and turned suddenly towards the jew: — „What fiend prompted that guess?“ said he hastily. Uebersetzung S. 58. „Der Pilger wandte sich voll Erstaunen zu dem Juden mit den Worten: „Welcher Feind hat dich auf diese Vermuthung gebracht?“ Erstlich ist durch voll Erstaunen das hastig Auffahrende des Worts: started nicht ausgedrückt, und dann sollte es heißen: welcher böse Geist; denn Feind kann hier leicht zu einem Mißverständniß führen. Und fiend bezeichnet gewöhnlich den Teufel. — Original S. 112: Grammercy for thy caution; said the Palmer, again smiling; „I will use thy courtesy frankly, and it will go hard with me, but I will requite it.“ Uebersetzung S. 60. „Dank für Deine

*) Siehe unter andern den Anfang von Gray's Elegy written in a Country churchyard: „The curfew tolls the knell of parting day.“

Vorsorge! sagte lächelnd der Pilger: ich werde Deine Höflichkeit benutzen, und wenn es mir auch schwer wird, mein Gesuch anzubringen.“ Es ist unbegreiflich, wie Jemand englisch verstehen kann, wenn er diese Stelle so verkehrt übersetzt. Der Uebersetzer hätte doch wenigstens in seinem Wörterbuche nachschlagen sollen, um zu sehen, was requite heißt.

Cap. 7. S. 114. des Originals befindet sich eine Stelle, welche in der Uebersetzung so zusammengeschoben ist, wie man einen Tubus zusammenschiebt, den man nicht brauchen will; und so entbehren die Deutschen auch des Blickes in die Ferne jener Zeiten, welche der Autor so schildert: Under the various burdens imposed by this unhappy state of affairs, the people of England suffered deeply for the present, and had yet more dreadful cause to fear for the future. To augment their misery, a contagious disorder of a dangerous nature spread through the land; and rendered more virulent by the uncleanness, the indifferent food, and the wretched lodging of the lower classes, swept off many whose fate the survivors were tempted to envy, as exempting them from the evils which were to come. Die Uebersetzung: „Unter den mancherlei Lasten, welche das englische Volk unter solchen Umständen drückten, litt es nicht nur in der Gegenwart ungemein, sondern mußte auch alles für die Zukunft fürchten. Um dieß Elend noch zu vergrößern, verbreitete sich eine ansteckende Seuche durch das Land, und richtete die

die größten Verheerungen an." — Original S. 123: This intimation, delivered in Norman English etc. Ueberſetzung S. 67. „Dieſe Weiſung, mit veſter Stimme und ernſtem Blick in Normänniſchem Franzöſiſch ertheilt." War dieß ein Druckfehler in der erſten Auflage, ſo hätte der Ueberſetzer ſich doch wohl die Mühe geben ſollen, ihn bei der zweiten zu verbeſſern. Denn Norman iſt ſchon franzöſiſch. — Original S. 124. „It may be here remarked, that the knights of these two orders were accounted hostile to king Richard, having adopted the side of Philip of France in the long train of disputes which took place betwixt that monarch and the lion-hearted king of England. It was the well known consequence of this discord that Richard's repeated victories were rendered fruitless, his romantic attempts to besiege Jerusalem were disappointed, and the fruit of all the glory which he had acquired dwindeled into an uncertain truce with the Sultan Saladin. With the same policy which had dictated the conduct of their brethern in the Holy Land, the Templars and Hospitalars in England and Normandy attached themselves to the faction of Prince John, having little reason to desire the return of Richard to England, or the succession of Arthur, his legitimate heir. For the opposite reason, Prince John hated and contemned the few Saxon families of

consequence, which subsisted in England, and omitted no opportunity of mortifying and affronting them; being conscious that his person and pretensions were disliked by them, as well as by the greater part of the English commons, who feared farther innovations upon their rights and liberties from a sovereign of John's licentious and tyrannical disposition." In der Ueberſetzung S. 68. iſt dieſe Stelle auf folgende Weiſe zuſammengeſchrumpft: „Man muß wiſſen, daß die Ritter dieſer beiden Orden dem König Richard entgegen waren, und es mit dem König Philipp von Frankreich in allen Streitigkeiten beider Monarchen gehalten hatten. Sie hatten auch Richard's Anſtrengungen in Paläſtina vereitelt, und unterſtützten die Partei des Prinzen Johann in England. Dieſer haßte und verachtete die wenigen ſächſiſchen Familien, welche noch in England lebten, und ließ keine Gelegenheit unbenutzt, wo er ſie kränken konnte; denn er wußte, daß ſie, ſo wie die Gemeinden, ſeinen Anſprüchen ſo wie ſeiner Perſon gänzlich abhold waren." Muß eine hiſtoriſche Erläuterung, durch welche der Autor die Verhältniſſe der handelnden Perſonen aufklären wollte, auf eine ſolche Art verſtümmelt werden? — Original S. 125: Those who remarked in the countenance of the Prince a dissolute audacity, mingled with extreme haughtiness and indifference to the feelings of others, could not yet deny to his countenance that sort of comeliness which

belongs to an open set of features, well formed by nature, modelled by art to the usual rules of courtesy, yet so far frank and honest, that they seemed as if they disclaimed to conceal the natural workings of the soul.“ Ueberſetzung S. 68. „Diejenigen, welche in dem Benehmen des Prinzen eine ausſchweifende Frechheit, vermiſcht mit ungemeſſenem Stolze und einer Gleichgültigkeit gegen das Urtheil Anderer bemerkten, konnten doch nicht läugnen, daß in ſeinem Weſen eine gewiſſe Anmuth und Lieblichkeit liege, die ſeinen offenen, wohlgebildeten und durch Kunſt zu dem Ausdrucke gewöhnlicher Artigkeit geſchickt gemachten Geſichtszügen zuzuſchreiben war, welche etwas ſo Edles zeigten, daß man glauben konnte, ſie verbergen nur ungern die nicht lautern Regungen der Seele.“ Es iſt nicht genug, wenn man behauptet, daß dieſe Stelle ohne alles Zartgefühl überſetzt iſt; man muß auch noch hinzufügen, daß die hauptſächlichſten Ausdrücke derſelben unrichtig übertragen ſind, z. B. audacity wird wohl Anmaßung und nicht Frechheit zu überſetzen ſeyn; feelings of others nicht das Urtheil Anderer heißen können. Für comeliness hat ſich der Ueberſetzer mit zwei Worten zu helfen geſucht, welche aber comeliness nicht eigentlich ausdrücken. Annehmlichkeit dürfte wohl das richtige Wort ſeyn. Frank and honest iſt noch nicht edel, und the natural workings of the soul ſind noch keine unlautern Regungen der Seele. Sir Walter Scott hat das Bild dieſes

Prinzen in dieser und der darauf folgenden Stelle mit so viel Feinheit und Kenntniß der menschlichen Seele entworfen, daß es überhaupt schwer seyn würde, hier dem Original ganz Genüge zu leisten; um so weniger hätte sich der Uebersetzer so kühn rechts und links von der einzig zu verfolgenden Linie entfernen sollen. — Original S. 126: rheno (i. e. fur tippet) ist Pelzgürtel übersetzt, und muß heißen Pelzpalatin. — Original S. 127: Simarre ist Shawl übersetzt, da doch wohl ohne Zweifel ein orientalisches, reichseidenes, langes Kleid zu verstehen ist. — Original S. 128: a law congee ist übersetzt langer Bückling! — Original S. 129: Saxon churls übersetzt sächsische Grobians! Einem artigen Prinzen dieß Wort in den Mund zu legen! — Original S. 130: utterly confounded. Dieses übersetzt Herr Müller: verblüfft. Der Ausdruck: utterly confounded kann auf den edelsten Charakter angewendet werden; verblüfft nur in einem sehr gemeinen Sinne, und in der gemeinsten Sprache!

Bei einer andern Stelle, weiter unten, braucht der Uebersetzer den Ausdruck: und ihn hinderte den Fuß in den Steigbügel zu stecken. „Sich des Steigbügels zu bedienen," wäre wohl edler gesagt. — Cap. 10. S. 181. des Originals. Die Stelle, welche mit den Worten anfängt: So saying, he departed, ist ganz unzulänglich übersetzt. Und dieß geschieht, wie schon erwähnt worden, und hier der Fall ist, so oft gerade bei den Stellen, welche den Helden des Buches betreffen. — Original S. 189. Auf die letzten Worte

eines Absatzes, welche heißen: His whole speech ran nearly thus, folgt eine Stelle, in welcher der geistreiche, mit allen Spielarten der menschlichen Natur und Gemüthseigenschaften einzig vertraute Autor die Eigenthümlichkeit eines handelnden Israeliten so meisterhaft gezeichnet hat, daß gerade diese Stelle als ein vorzüglicher Beweis von Sir Walter Scott's Talent für die Zeichnung aller Charakterarten angeführt werden könnte. Und eine solche Stelle ließ der Uebersetzer ganz weg!

Original Band 2. S. 19: Beware! beware! Sir disinherited knight! Uebersetzung, 12. Cap. S. 123. „Vorgesehen! Vorgesehen! enterbter Ritter." Hier muß wohl Jedem, welcher einmal in Dresden war, der Zuruf der dort die Stadt durchkreuzenden Sänftenträger einfallen, welche den Vorübergehenden mit diesen Worten andeuten, auf ihrer Hut zu seyn. „Habt acht! habt acht! Enterbter Ritter;" wäre wohl eben das, und vielleicht etwas edler gewesen. — Original S. 21: Desdichado, to the rescue. It was high time, for while the disinherited knight was pressing upon the Templar, Front-de-Boeuf had got nigh to him with his uplifted sword. Uebersetzung, 12. Cap. S. 124: Desdichado! ich komme(?) Es war hohe Zeit, denn eben wollte Front-de-Boeuf, indem der enterbte Ritter auf den Templer eindrang, ihm mit dem gehobenen Schwerdte den Garaus machen. Welch ein Ausdruck! wie gemein in einer dem Inhalt nach ganz heroischen und in dem edelsten Styl vom

Autor geschilderten Scene! Abermals eine Stelle, welche den armen Helden des Buchs betrifft, indem er bei dem Uebersetzer das Unglück hat, daß sein Leben auf eine so gemeine Art bedroht wird. — Original S. 33. „Take heed to yourself, for the devil is unchained.“ Uebersetzung: „Nehmt Euch in Acht, denn der Teufel ist los.“ Diese Uebersetzung der letzten englischen Worte kann hier wohl nicht angewendet werden, obgleich sie wörtlich richtig ist. Der Teufel ist los, ist ein Sprüchwort; die englischen Worte sind es aber nicht. Folglich mußte auch der Sinn derselben anders ausgedrückt werden. — Auch hätte der Uebersetzer wohlgethan, für den schwarzen Ritter, le noir Fainéant, und dann meist Sluggard genannt, doch eine oder zwei bestimmte Benennungen zu brauchen. Zuerst heißt es aber: der Nichtsthuende, später: Freund Faulenzer, und dann: Herr fauler Ritter. — Cap. 17. S. 99. when the song was ended, the Anachorite emphatically declared it a good one, and well sung. Uebersetzung S. 170. „Als der Gesang zu Ende war, erklärte ihn der Einsiedler für vortrefflich.“ Dem Dichter und Compositeur allein gibt der Uebersetzer alle Ehre. Der arme noir Fainéant, welcher ihn vortrug, soll aber keinen Antheil daran haben? — Original S. 100. Nach folgenden Worten: And so saying, he reached the harp, and entertained his guest with the following characteristic song, to a sort of derry-down chorus, appropriate to an old English

ditty, findet man eine erläuternde Note, und dann die Worte des Gesanges selbst. Uebersetzung S. 170. „Mit diesen Worten ergriff er die Harfe, und unterhielt seinen Gast mit einem charakteristischen Gesange, ganz in alt englischer Weise.“ Nach dieser kurzen Abfertigung der Stelle fand es der Uebersetzer nicht der Mühe werth, die Strophen des Gesanges zu übersetzen, so wenig wie die Note. Auch ist der Ueberrest des Capitels so sehr abgekürzt und zusammengezogen, daß die Aufzählung der weggelassenen einzelnen Stellen nur langweilen müßte. Nur die letzte diene zum Beweis, wie übel der Uebersetzer that, dergleichen launige Apologien des Autors auszulassen. Original, S. 104. „The occasion of this interruption we can only explain by resuming the adventures of an other set of our characters; for like old Ariosto, we do not pique ourselves upon continuing uniformly to keep company with any one personage of our drama.“ In der Uebersetzung von den Worten an: for like old Ariosto ist alles weggelassen. — Capitel 20. S. 137, An old drinking song of which this was the burthen:

„Come, trowl the brown bowl to me,
Bully boy, bully boy,
Come trowl the brown bowl to me
Ho! jolly Jenkin, Ispy a Knave in drinking,
Come, trowl the brown bowl to me“

ist in der Uebersetzung nicht zu finden. — Original,

S. 138. While I remove those pewter flagons, whose late contents run strangely in mine own pate; and to drown the clatter — for in faith, I feel somewhat unsteady — strike into the tune which thou hearest me sing; it is no matter for the words — I scarce know them myself. Diese ganze Stelle ist dem deutschen Leser vorenthalten worden, — und warum: Die Zeichnung des Anachoreten sollte doch wohl vollendet seyn; so wollte es der Autor; denn Eins folgt aus dem Andern, und daß Sir Walter Scott dieses immer frei und ohne Menschenscheu in seinen Werken zeigt, das macht ihn zu dem vorzüglichen moralischen Schriftsteller, der er ist. — Im Original S. 145. folgen mehrere Absätze, welche in der Uebersetzung nicht zu finden sind; endlich sind diese Worte übergetragen: Then plunging his hands and head into the fountain, he washed from them all marks of the midnight revel. Uebersetzung, S. 193. „Der Einsiedler ging sogleich zur Quelle des heiligen Dunstan, wusch sich das Gesicht und sagte:" (?) Nun folgt noch eine in der Uebersetzung zusammengeschmolzene Stelle. — Original, Cap. 21. S. 150. ist wieder etwas beim Uebersetzen weggelassen. — Original, S. 157. It was then that the walls of Stamforth and the fatal Welland, renowned in prophecy; hier ist eine Note des Verfassers. Uebersetzung, S. 200. „Nun erblickten wir die Wälle (walls?) von Stamforth und den Unglücksfluß Welland." Hier sollte der Uebersetzer die Note übertragen, that es aber nicht. Auch ist Unglücksfluß nicht im edeln Styl übersetzt. Unglückbringend, Unglück herbeiführend u. s. w. sollte es immer heißen, denn so ein Gegenstand, wie hier der Fluß Welland, ist nur in den Augen derer

Unglück enthaltend, welche ihn an einem für ſie unglücklichen Tage, oder bei einer für ſie unglücklichen Begebenheit ſehen, oder mit ihm in irgend eine verderbliche Berührung kommen. Ein ſolcher Gegenſtand, wie ein Fluß, iſt nicht für alle unglücklich. Er gibt wohl zuweilen einer Schlacht einen unglücklichen Ausgang, aber dann immer nur für die Ueberwundenen. Andern führt er Reichthümer zu; er wiegt auf ſeinen Wellen auch glückliche Liebende, und wird der Zeuge ihrer Gelübde. Alſo kann es nicht heißen: Unglücksfluß im Allgemeinen. — Original, Cap. 22. S. 176. The Jew groaned deeply. Ueberſetzung, S. 209. Der Jude weinte bitterlich (?) — Original, S. 181. When the sound of a bugle twice winded without the castle, penetrated even to the recesses of the dungeon, and immediately after, voices were heard colling for Sir Reginald Front-de-Boeuf. Unwilling to be found engaged in his hellish occupation, the savage Baron gave the slaves a signal to restore Isaaks garment, and quitting the dungeon with his attendants, he left the Jew to thank God for his own deliverance, or to lament over his daughter's captivity, and probable fate, as his personal or parental feelings might prove strongest. Ueberſetzung, S. 211. „Daß zweimal außerhalb des Schloſſes in ein Horn geſtoßen werde, und unmittelbar darauf wurde Reginald Front-de-Boeuf abgerufen. Voll Unwillen über dieſe Störung, gab der Baron den Sclaven ein Zeichen, dem Juden die Kleider wiederzugeben, und verließ mit ihnen das Gefängniß, wo Iſaak allein zurückblieb.“ Sollte es allgemeine Regel ſeyn, daß am Schluſſe eines Aufſatzes mit einer Spitze (pointe) oder irgend einem effectvollen Punct geendigt werde, ſo könnte, in negativer Hinſicht, keine Stelle dieſer Ueberſetzung geeigneter ſeyn, dieſe Bemerkungen über Herrn Müllers Arbeit zu beſchließen; denn keine zeigt deutlicher, wie weit der Ueberſetzer hinter ſeinem Original zurückblieb, und wie wenig er ſich bemüht hat, den Abſichten ſeines

Autors nachzukommen. Schon ist diese ganze Stelle eben so eckig übersetzt, als sie rund und bündig aus Sir Walter Scott's Feder floß. Das werde und wurde, ist eine ungeschickte Wortstellung, und war nicht nöthig. Man hört ja nur das Horn, man sieht diejenigen nicht, von denen es geblasen wird. Man hört Stimmen, welche den Reginald Front-de-Boeuf rufen; er wird nicht abgerufen, wie der Geschäftsmann ruhig abgerufen wird. Unwillig darüber, wenn man ihn in seiner höllischen Beschäftigung finden sollte, und nicht unwillig, gestört zu werden, das ist ja ganz etwas anderes! „gibt der Baron," sagt der Uebersetzer; Baron ohne Beiwort. Warum nicht: the savage, der grausame Baron? Fand der Uebersetzer dieß Beiwort zu stark, nachdem er so eben einen Juden hatte wollen braten lassen? ein Zeichen, dem Juden die Kleider wiederzugeben. The garment sollte auch Kleid, Gewand, Kleidung, übersetzt seyn; das erinnert an die orientalische Kleidung; die Kleider mehr an die vielerlei Stücken der modernen jüdischen Kleidung. Und warum ließ der Uebersetzer die Schilderung des Zustandes weg, in welchem der Baron den Juden verläßt? Sir Walter Scott ließ auch diese Gelegenheit nicht entschlüpfen, den Juden darzustellen, wie er ist, und darauf hinzudeuten, wie er, ein immer schwankendes Rohr, bald zwischen alltäglichen und bald edlern Gefühlen umhergetrieben wird, wie sich einmal der Egoismus seiner Seele bemächtigt, und dann wieder Theilnahme für Andere darin erwacht; bald die Sucht nach Reichthümern die Oberhand gewinnt, und dann wieder die elterliche Liebe sein ganzes Herz erfüllt. Solche Züge in dem Werke eines denkenden Schriftstellers sollten doch vom Uebersetzer nicht mit solcher Nachlässigkeit in folgende vier arme Worte umgewandelt werden: „wo Isaak allein zurückblieb." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Zweites Verzeichniß

älterer Werke, welche sämmtlich roh und sehr gut gehalten, in der Walther'schen Buchhandlung in Dresden mit einem bedeutenden Rabat von den dabei bemerkten Preisen zu erhalten sind.

Albini, B. S., academ. annotation. libri VIII. c. fig. 4 maj. Leyden 1754—69. 11 Thlr. 10 gr.

Armellini, D. M., Bibliotheca Benedictino-casinensis, 2 Partes, fol. Assisii, 1731. 12 Thlr.

Battely, I., Antiquitates Rutupinae, 2. Ed. c. fig. 4 maj. Oxoniae, 1745. 6 Thlr. 16 gr.

Bernoulli, I., Opera mathematica. 2 Tomi, 4maj. Genevae, 1744. 8 Thlr. 16 gr.

Bezange, H., Introductio in vetus testamentum critico-hermeneutico-historic. 2 Vol. 4maj. Styriae, 1765. 6 Thlr. 16 gr.

Bona, I., Rerum liturgicarum III. Tomi, fol. maj. Taur. 1747. 24 Thlr.

Borioni, A., Collectanea antiq. roman. fol. maj. Romae, 1736. 18 Thlr.

Bullarium S. D. N. Benedicti Papae XIV. 3 Tomi. fol. maj. Romae, 1746. 20 Thlr.

Collectionis Bullarium S. S. Basilicae Vaticanae. 3 Tomi. fol. maj. Romae, 1747. 20 Thlr.

Damasceni, I., Opera omnia quae exstant. 2 Vol. maj. Venet. 1748. 13 Thlr.

Davila, H. C., de bello civili gallico histor. lib. XV. ex ital. lat. redd. Cornozan. addit. numis. 3 Vol. fol. maj. Romae, 1735. 20 Thlr.

Falcke, I. F., Codex traditionum Corbejens. c. fig. fol. Wolfenb. 1752. 7 Thlr. 12 gr.

Grotii, H., de jure belli ac pacis c. not. Gronovii et animadv. J. Barbeyrac et comment. locuplet. H. L. B. de Cocceji. 5 Tomi. 4 maj. Laus. 1751. 19 Thlr. 8 gr.

Guarnacci vitae et res gestae pontificum roman. et cardinal. hist. 2 Tomi. fol. maj. Romae, 1751. 24 Thlr.

Haller, A. ab, disputat. anatom. sel. VII Vol. 4. Gött. 1750—52. 16 Thlr. 20 gr.

— — — Disputat. chirurg. V Vol. 4. c. fig. Laus. 1755. 16 Thlr. 16 gr.

— — — Disputat. ad morbor. hist. et curat. facientes. c. fig. VII Tom. 4 maj. Laus. 1757—60. 30 Thlr.

— — — Opera minora anat. argument. c. fig. III Tomi. 4 maj. Laus. 1762—67. 10 Thlr. 8 gr.

— — — Elementa physiolog. corp. hum. c. fig. VIII Tomi. 4. maj. Laus. 1757—66. 30 Thlr.

Hippocratis Opera omnia, gr. et lat. c. Steph. Mack. 2 Tomi, fol. maj. Vienn. 1743. 15 Thlr.

Muratori, L. A., Antiquitates Italicae medii aevi. V Vol. fol. maj. Mediol. 1738. 30 Thlr.

Muselli, A. I., numismata antiqua. 2 Pts. fol. maj. Veronae, 1752. 18 Thlr.

Museum Cortonense, c. fig. fol. Romae, 1750. 10 Thlr.

— — Odescalchum sive thesaurus antiq. gemmar. 2 Tom. c. fig. fol. 1751. 20 Thlr.

— — Veronense, c. fig. fol. Veronae, 1749. 13 Thlr. 8 gr.

Newton, I., Opuscula math. philos. et philolog. III Tomi. 4 maj. Laus. 1744. 10 Thlr.

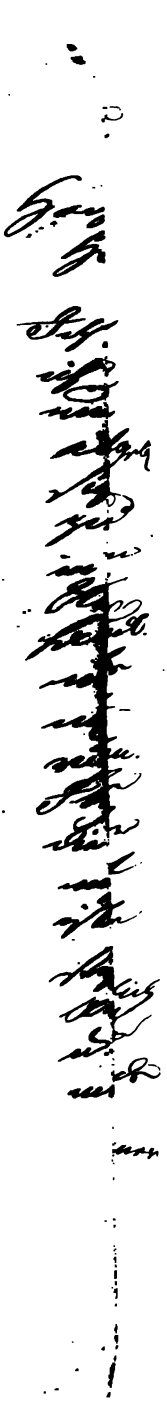
Origenis Opera omnia c. Delarue. 2 Tomi. fol. maj. Paris, 1733. 15 Thlr.

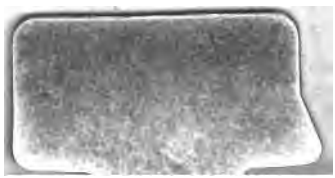
Piccinelli, P., mundus symbolicus. 2 Tomi. fol. Colon. 1729. 5 Thlr. 16 gr.

Schwandner, I. H., Scriptores rerum hungaricar. transsylvan. vet. et genuini c. praef. M. Belii. c. fig. fol. 1746. 17 Thlr.

Scriptores graeci histor. ecclesiast. 3 Tomi, fol. maj. Aug. Taur. 1756. 16 Thlr.

Smith, Dactyliotheca. 2 Vol. fol. maj. Venet. 1767. 30 Thlr.



Berichtigung zu p. 40: Nicht eine Ritterakademie, sondern ein Pädagogium wurde vom Herzog Friedrich zu B. errichtet, welches die Jugend allerley Standes vom 9ten Jahre an auf die academische Laufbahn u. andere Lebensverhältnisse in Geschäftszweige vorbereiten sollte. cf. Ausführl. Nachr. von der Einrichtung d. herzogl. Pädagogii zu B. Bützow 1767. IV. Verf. J. N. Teteno, dereinst Director derselben. Die Schule ging 1760 ein. cf. Lpzg. Lit. Ztg. 1829. N. 35. p. 2434. (Mohnike.)

Von n. hebräisch. Pentateuch. Lissabon 1491 s. J. Historia e Memorias do academia real das Sciencias de Lisboa. T. 10. ?